



Hofakademie 2008

Forum für Führer und Ältere der CPD

Dokumentation



Hofakademie 2008 der CPD

30. April – 4. Mai 2008

Bundeshof Birkenfelde

Durchführende

Stefan Peters (Gesamtkoordination)

Grischa Roosen-Runge (Programmkoordination)

Florian Kuba (Geschäftsführung, brummli.café)

Thorsten Hahn (Akademieküche)

Hannes Hecke (Vogtei)

... sowie die Verantwortlichen und Referenten der Seminare.

Dokumentation

Herausgeber

Christliche Pfadfinderschaft Deutschlands e.V., Bundeshof Birkenfelde

Redaktion: Stefan Peters

Titelbild: Stefan Peters

Dortmund, Januar 2009

Inhalt

Einleitung	4
Eindrücke von der Hofakademie 2008	5
Ungern würde ich mir die Hofakademie entgehen lassen (Horst Schwirz)	6
Mit 18 der Jüngste und doch nicht der Dümme (Oliver Börnsen)	7
Meine ganz persönlichen Eindrücke (Irmela Wrede)	7
Ausgewogenes Futter – die Hofakademie 2008 (Diana Friton)	8
Meißnerformel, Schokolade, Honig und viel Gerede (Katharina Kemper)	9
Wellness-Tage auf dem Bundeshof (Natascha Hefenbrock)	11
„Hofakademie“ von Samuel Beckmann (für Steflav Pevl)	12
Andachten	15
Morganandacht 1. Mai „Freiheit“ (Tiana Hickel)	16
Abendandacht 1. Mai „Abschalten“ (Astrid Mager/Irma Biederbick)	19
Morgenandacht 2. Mai „Freude an Gottes Schöpfung“ (Irene Thiel)	21
Morgenandacht 3. Mai „Zuhause sein“ (Heike Neumann)	23
Abendandacht 3. Mai „Beten“ (Jutta Busch)	24
Seminare	25
Programmübersicht	26
Leben im Glauben (Interviews mit Christian Störmer und Georg Ewert)	27
Die Ev. Community Koinonia wurde 29 Jahre alt (Wolfgang Kubik)	38
Festivalisierung des Glaubens? - Eventkultur und Glaubenskommunikation (Michael Freitag)	44
Demografischer Wandel – Ein Problem? (Klaus Meyer zu Uptrup)	55
Kleine Kräuterkunde vom (Un-)Kraut-Spaziergang (Katharina Kemper)	61
Leben an der Grenze (Diskussion mit Detlef Flechtner, Elisabeth Grieb, Alfred Haase und Barbara Müßig)	62

Einleitung

Mit mehr Referenten als je zuvor ist die Hofakademie 2008 eine vom Programm her hochattraktive Veranstaltung gewesen. Auf früheren Hofakademien haben wir aus unseren Berufserfahrungen und über andere Menschen berichtet. Dieses Jahr haben wir erstmals „die Anderen“ zu uns auf dem Bundeshof geholt bzw. sie vor Ort bei sich zu Hause besucht. Rittergutbesitzer Flechtner, Bundeshof-Vorbesitzerin Müßig, Imker Grieß, aej-Referent Freitag: Diese und viele weitere standen uns Rede und Antwort. Sie machten mit ihren lebendigen Erfahrungen und ihrer Fachkompetenz die Hofakademie zu einem echten Wissenszuwachs. Deshalb werden wir auch in Zukunft auf externe Gesprächspartner setzen.

Dass dieses abwechslungsreiche Programm gelingt, liegt an den zahlreichen helfenden Händen. Da es oft untergeht, möchte ich hier vor allem Grischa hervorheben und danken, der die Organisationsarbeit des gesamten Programms 2008 auf sich genommen und damit eine tolle Arbeit abgeliefert hat.

Der aufmerksame Leser hat vielleicht bereits gemerkt, dass die Hofakademie ein eigenes Logo hat. Arnd ist diese schöne Abwandlung des Hoflogos mit seinem markanten Schriftzug „Hofakademie“ zu verdanken. Vielen Dank auch dafür! Besucher der Akademie 2009 werden das Logo an den verschiedensten Orten wiedererkennen.

Bemerkenswert finde ich auch nach vier Jahren noch die Stimmung auf der Hofakademie. Obwohl sich von den 60 Teilnehmern anfangs noch über die Hälfte fremd sind, obwohl die Veranstaltungsstruktur für eine Pfadfinderaktion gewöhnungsbedürftig ist, läuft alles reibungslos. Die Teilnehmer geben sich dem anregenden Angebot, den offenen Programmangeboten und langen Pausen hin. Und sie dürfen es, Hingabe ist Programm! Die Seminare sind ein Angebot, die Zeit zu nutzen. Wer eine andere Verwendung für seine Zeit hat, in dem er den Tag auf der Bank verschläft, in dem er im brummli.café Zeitung liest oder mit einer Freundin einen Spaziergang macht, der macht es auch richtig!

In der diesjährigen Dokumentation findet ihr erstmals keine Seminar-Kurzprotokolle mehr, sondern ausschließlich schriftliche Ausarbeitungen der Vortragenden oder Transkripte von Gesprächen und Diskussionen. Dies hat den Vorteil, dass wir die lesenswerten Langtexte für euch aufbereiten und die Kurzprotokolle einfach unbearbeitet abheften konnten. Ich glaube, dies trifft den Zweck der Dokumentation einer „Wissensveranstaltung“ am ehesten.

Ich wünsche euch höchstmöglichen Lesegenuss!

Gut Pfad,
euer Stefan

Eindrücke von der Hofakademie 2008

Ungern würde ich mir die Hofakademie entgehen lassen

Horst Schwirz

Ich wäre gerne die ganze Zeit auf der Hofakademie gewesen, aber im „Osten“ ist immer zum gleichen Termin „Herrentag“. Da ich Schichtdienst habe und das auch an Feiertagen, ist das immer nicht so einfach mit der Hofakademie. Trotzdem, ich schaffe es dann doch immer noch pünktlich zum Wochenende, auch wenn ich bis Freitag morgen 6 Uhr in der Frühe noch Nachtdienst gehabt habe. Zu ungern würde ich mir die Hofakademie entgehen lassen. Da sind doch so viele alte Freunde aus dem Bund, die ich gerne wieder sehen will. Interessen verschieben sich im Leben eines Pfadfinders, was früher der Kirchentag oder das Sommerlager des Stammes war, ist heute für mich die Hofakademie. Dieses Jahr sogar mit schönem Wetter. Ich komme aber nicht einfach nur als Teilnehmer, sondern will selber gern einen Programmpunkt gestalten.

Theaterspielen

Theater auf der Hofakademie ist ein fester Bestandteil. Es ist dabei immer schwer, genügend Schauspieler dafür zu bekommen, aber die, die dann mitmachen, sind große Klasse, ich bin dann immer begeistert mit wie viel Engagement gespielt wird. Da werden ganz neue Talente sichtbar, es macht Freude, das Stück auf die Bühne zu bekommen. Man erwartet viel von sich (!) und mitunter erwartet das Publikum auch etwas Besonderes an jenen Abenden. Es liegt eine Spannung in der Luft kurz vor der Aufführung. Wir spielen und das Publikum ist begeistert, schweigt und dann anhaltender Applaus. Schön!

So haben wir in den vergangenen Jahren die Stücke von Samuel Beckett „Was Wo“ & „Die Katastrophe“ sowie von Jean Tardieu „Die Sonate und die Drei Herren oder wie spricht man Musik“ auf die Bühne gebracht. Eine beachtliche Leistung, denn das Theaterstück ist eines der ureigensten Spiele der Bündischen Jugend! Schon in den achtziger Jahren haben wir damals auf Literatur- und Theaterwochenenden im Stamm gespielt, mit Video alles aufgenommen und jetzt eben auf Digitalkamera. Später dann noch ein Versuch auf dem Bündelager 1996. Es ist immer wieder interessant, das Gespielte wiederzusehen im Vergleich mit alten Zeiten. Es bleibt die Spannung vor der Aufführung. Das absurde Theater entlässt sein Publikum auf eigenartig verstörende Weise. Eine Nachbereitung tut immer not, es will aber nicht erklären. Sondern will Freiraum lassen für eigene Interpretationen und das trotz der sprachlichen Dichte der einzelnen Stücke. Samuel Beckett verwundert Leser, Spieler und Zuschauer, er lässt so vieles Unwesentliche einfach weg, es bleibt dann ein jedes Wort stehen, unverfälscht, hart, echt. Man merkt beim Spielen, dass alles irgendwie wichtig ist. Das Besondere für mich dabei ist die eigenartige Stimmung der Protagonisten, eben noch Lehrer, Student und jetzt auf der Bühne. Ich mag diese Stimmung.

Hofakademie ist ein schönes Zeichen von Älterenarbeit in unserem Bund. Stefan Peters lässt Hof und Teilnehmer in eine schöne Atmosphäre gleiten. Mit wenigen Worten wird das Wichtige gesagt, ein Stück Poesie fällt dabei ab. Nichts ist dabei aufdringlich. Es tut allen Teilnehmern gut.

Ich mag es, wie Steffen versunken in der Sonne zur Gitarre seine Lieder singt, gleichermaßen gibt es wohl kaum jemanden, der so entzückend einen wachsingt, das tut gut. Verschlafen aus der einen Ecke dann: „Das war aber schön“.

Programmpunkte sind oft anspruchsvoll gewählt und ich bin dabei immer wieder erstaunt, wer und was sich bei uns im Bund so alles tummelt.

Ich freue mich auf 2009, alte Freunde wiedersehen, neue kennenlernen.

Mit 18 der Jüngste und doch nicht der Dümme

Oliver Börnsen (schwede)

Ehrlich gesagt zum damaligen Zeitpunkt wusste rein gar nichts über die Hofakademie und ihre Inhalte. Mein Stammesführer meinte, „ich solle spontan mitkommen“. Also wurde ich mehr oder weniger von meinem lieben netten Stammesführer mitgeschleift.

Der erste Tag war echt beeindruckend tolle Themen und natürlich hervorragendes Essen.

Aber eines verwirrte mich den ganzen und den folgenden Tag. Von allen Seiten hörte ich andauernd die Worte: Ferien, Entspannung und Erholung, die mit den Worten Pfadfinder und Hofakademie in Verbindung gebracht werden. Im Regelfall haben diese Worte sehr wenig gemeinsam.

Aber nach dem zweiten Tag hat mich die Atmosphäre so in Bann gezogen und ich konnte jetzt viele Gemeinsamkeiten entdecken zwischen Entspannung und der Hofakademie bzw. Pfadi-Aktion. Es waren wirklich entspannte Ferien.

Am Abend fragte mich der Stefan, ob ich nicht Lust hätte, als jüngster Teilnehmer, einen kleinen Bericht für die „Doku“ zuschreiben. Und wie die heutige Jugend so ist, habe ich mich geschickt versucht herauszureden. Das zwischenzeitliche Ergebnis war: Er würde mich am Ende der Akademie noch einmal fragen. Also musste ich mir eine sehr gute Ausrede einfallen lassen um da ungeschoren wieder davon zu kommen.

Aber die nächsten Tage konnte ich diese Hingabe von Stefan für diese/seine Akademie nachempfinden. Ich war unheimlich beeindruckt mit wie viel Liebe, um es überspitzt zu sagen mit wie viel Besessenheit, er sich um die Hofakademie kümmert. Jetzt drei Monaten später kann ich immer noch sagen: „Hut ab!“. Also kam ich zum Entschluss: ich werde gerne einen kleinen Bericht über die Akademie schreiben, weil ich so wenigstens ein kleines bisschen der Akademie zurückgeben kann.

Meine ganz persönlichen Eindrücke

Irmela Wrede

Ich war das erste Mal auf der Hofakademie und meine Erwartungen waren sehr hoch. Dachte ich doch, wie in eine Familie zu kommen, in der alte Bekannte und Freunde sind, die sich freuen, mich mal wieder zu sehen. Nun - es war etwas anders.

Ich bin jahrelang nicht mehr aktiv im Bund, das Bula 2004 war meine letzte Aktion. Jetzt habe ich wieder mehr Berührung, weil meine beiden Söhne im Stamm Schwarzer Herzog

aktiv werden. Allein bin ich angereist und kannte zum Glück ein paar Leute. Die Hofakademie fing an, ohne dass wir uns einander vorgestellt hatten. Das Programm ging einfach los. Klar, der Kontakt in der kleinen Gruppe war schnell gefunden, aber die große Teilnehmergruppe war mir größtenteils fremd. Nun wurde auch immer wieder gesagt, dass ja die meisten Leute alte Hofakademiehasen seien und bestimmte Ansagen nur noch der Erinnerung halber oder eben für die Neulinge gesagt würden. Wird schon noch, dachte ich mir, ist ja erst der zweite Tag. Gut, eine Vorstellungsrunde gabs dann noch, nachdem wir darum gebeten hatten. Aber den Charakter einer Familie habe ich bis zum Schluss nicht gespürt. Dafür sind zu viele später angereist oder eher wieder gefahren. Ständig kamen wieder neue Gesichter oder grad warmgewordene waren weg.

Gut war, dass ich mich gleich mit Sibylle zusammentat, sie war auch allein gekommen und kannte nicht sehr viele. Zwischen den Seminaren oder beim Essen war es nicht so einfach, in die Gemeinschaft hineinzukommen, weil sich wie gesagt die meisten kannten und natürlich mit sich selbst und ihrer Freundschaft zu tun hatten. Manchmal merkte ich auch, dass zu viele Jahre seit unserem letzten Sehen vergangen waren und viel mehr als Herzlichkeit nicht mehr da war. So ist das eben, wenn andere sich kontinuierlich treffen und mir die Zeit dazu fehlt. Ich bin deshalb nicht ärgerlich auf diese, wie auch. Nur, das mit der großen Familie, das hat nicht geklappt. Vielleicht nächstes Jahr.

Ausgewogenes Futter – Die Hofakademie 2008

Diana Friton

Kurz nach dem Besuch der Hofakademie 2008 Anfang Mai in Birkenfelde, der „geographischen Mitte Deutschlands“, die für uns sieben Staufener aus dem tiefen Süden nur mit vielen Autobahnstunden zu erreichen ist, war ich in der entgegengesetzten Richtung ebenso weit unterwegs. Zwei Wochen Urlaub in der Toskana haben mittlerweile etwas Abstand geschaffen zu den vielen Eindrücken, die auf dem Hof auf mich eingeströmt sind. Es war mein zweiter Hofbesuch, doch die erste Teilnahme an der Akademie, ich war gespannt auf die Aktionen und all die neuen Leute.

Insgesamt betrachtet macht sich ein durchaus wohliges Gefühl in mir breit, wenn ich an die ausgefüllten Tage zurück denke. Es hat sicherlich mit der ausgewogenen Mischung des „Futters“ zu tun:

- das beschauliche Dörfchen Birkenfelde inmitten der wunderbaren Hügellandschaft
- der Bundeshof als altes, geschichtsträchtiges Gemäuer, das einen sicheren, äußeren Rahmen gab
- die gemütlich hergerichteten Räume, die zum Verweilen und Entspannen einluden
- eine Gruppe Menschen, die spürbar durch eine gemeinsame Philosophie verbunden war
- ansprechende Themen, die einen aus dem eigenen Alltag entführten und Neues vermittelten
- kulinarische Hochgenüsse, die den Tag immer wieder aufs Leckerste abrundeten
- und... ein Organisationsteam, das Unglaubliches leistete, damit das alles so reibungslos funktionierte.

Für mich persönlich stehen heute mit etwas Abstand drei Ereignisse besonders im Vordergrund, die mich nachhaltig beeindruckt haben:

Zum einen war es die sehr bewegende und lebendige Gesprächsrunde mit drei aufgeschlossenen Einwohnern aus Birkenfelde und Umgebung sowie der ehemaligen Besitzerin des Bundeshofes. Sie erzählten eindrucklich von der Zeit vor, während und nach der Wende mit all den Licht- und Schattenseiten, die es zu bewältigen gab bzw. gibt. Der Hof wurde für mich auf diese Weise eingebettet in die deutsche Geschichte und bekam zusammen mit der aufregenden Vergangenheit von Birkenfelde ein noch markanteres und schlüssigeres Gesicht.

Zum anderen berührte mich die Besichtigung des Grenzdurchgangslagers in Friedland auf ganz besondere Weise. Dieser Besuch schloss für mich persönlich einen Kreis: 1950 war meine Mutter als 16-jährige mit ihrer Familie an diesem Ort aus Schlesien nach fünf schweren Jahren in Zwangsarbeit angekommen, um von hier aus willkürlich in den Süden Deutschlands weitergeleitet zu werden, wo sie ihre neue Heimat und Freiheit gefunden hat und bis heute mit uns lebt. Ich erzählte ihr nach der Akademie von meinem Besuch des Lagers, woraufhin sie sich an viele Begebenheiten und Details aus der Zeit in Friedland erinnerte und wir uns rege austauschten.

Es bleibt mir zu sagen, dass ich mich rundum außerordentlich wohl gefühlt habe. Meine Bedenken im Vorfeld, ich könnte nach dem langen Wochenende in Birkenfelde ziemlich erschöpft sein, haben sich nicht nur zerschlagen, sondern ins Gegenteil gekehrt: ich fühlte mich tatsächlich sehr verwöhnt und umsorgt, kehrte erholt und gestärkt zurück.

Herzlichen Dank – besonders an euch, in der „geographischen Mitte Deutschlands“

GP Diana

PS: Einen extra Dank und „dolci saluti“ gehen zu guter Letzt an die fürsorgliche Tiana: dein Rezept für die panna cotta hat mich bis in die Toskana begleitet und öfter dahin schmelzen lassen, einfach unübertrefflich! Die Entdeckung der panna cotta auf der Hofakademie war übrigens das dritte gewaltige Ereignis, was mein Leben, als zuverlässiger Nachtschmuffel, nachhaltig geändert hat.

Meißnerformel, Schokolade, Honig und viel Gerede

Katharina Kemper (kattie)

Am Donnerstag reisten Reinhard, Sebastian und ich zur Hofakademie an. Vom Bahnhof Uder wanderten wir einen wunderschönen Weg durch die frühlinggrünen Wälder und Felder der Birkenfelder Umgebung zum Bundeshof. Am Nachmittag nahmen wir schon an unserem ersten Kurs teil. Es ging um Älterenbindung in der CPD und darum, ob es nötig und erwünscht wäre eine Art Kreuzpfadfinder-Orden zu gründen. Es entstanden viele Ideen und wir diskutierten, bis die Köpfe rauchten und wir fast die Kaffeepause mit Kuchen und Vanillepudding verpassten.

Den Freitagvormittag starteten wir in der schon sehr warmen Maisonette auf der Obstwiese mit dem Programmpunkt: Meißnerformel 1913 – 95 Jahre danach. Wir beschäftigten

uns mit den Inhalten der Meißnerformel und diskutierten über die Aktualität der Werte und Normen, die für die damalige Jugendbewegung eine so wichtige Rolle spielten.

Für alle, die die Meißnerformel vielleicht nicht kennen, bringe ich sie an dieser Stelle mal mit ein. Es lohnt sich wirklich, sich mal in Bezug auf die heutige Jugendbewegung und auch auf die Arbeit in der CPD mit ihr auseinander zu setzen.

„Die Freideutsche Jugend will nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, in innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein.

Zur gegenseitigen Verständigung werden Freideutsche Jugendtage abgehalten. Alle gemeinsamen Veranstaltungen der Freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei.“

Nachdem wir uns in den fast vier Stunden Sonnenbad mit stetigem Wind beinahe alle einen leichten Sonnenbrand geholt hatten, ging es zunächst zum Mittagessen.

Doch auch die anschließende Mittagspause ließen wir nicht ungenutzt vergehen: Wir machten unter Anleitung von petro einen Kräuter-Spaziergang über die Obstwiese und die Wiesen und Feldwege hinter der Feuerwehr in Birkenfelde, bei dem wir einiges Wissenswertes und Überraschendes über die Genießbarkeit der sonst eher gemiedenen (Un-)Kräuter erfuhren.

Wer nicht wusste, das Vogelmiere, Holunderblüten und -beeren, Giersch, Brennnessel, Gänseblümchen, Gundamann, Knoblauchrauke und Co. essbar sind, der lasse sich hiermit eines besseren belehrt sein.

Den Nachmittagsteil der Freitagsakademie verbrachten wir im Hühnerstall und bummelten mit michi vom Tante Emma – Laden zum Megastore und zurück. Wer hätte gedacht, was hinter all unseren täglich so oft genutzten Einkaufsgelegenheiten um die Ecke (Aldi, Lidl, Edeka, Rewe, Netto usw...) so alles dahinter steckt und wer von diesen Supermärkten eigentlich ein und derselbe Riesenladen ist... Zum Vergnügen aller erbot sich uns hierbei der ultimative Vergleichstest von an die 20 100g Vollmilch-Schokoladen Tafeln der verschiedenen Hersteller und Verkäufer. Und siehe da: Gepa (Preis 1,99€) schmeckt wirklich besser als ja!-Schokolade (für 35 Cent), aber Aldi ist leckerer als Lindt.

Am Abend wurde der Film „Wer früher stirbt ist länger tot“ gezeigt. Ein schöner Film über die Frage von Schuld und Sühne aus den Augen eines 12-jährigen Jungen, in original bayrischem Dialekt.

Nach der Abendandacht trafen wir uns noch im Innenhof und stimmten ein paar lustige Lieder an. Später zogen wir jedoch mit unserer kleinen Singerunde in das brummli.café um, um die bereits Schlafenden nicht zu stören.

Den nächsten Tag widmeten wir ganz einem kleinen summenden, krabbelnden und fleißigen Völkchen – den Bienen. Wir bekamen eine ausführliche, wirklich interessante Einführung in das Leben und die Aufgabenverteilung in so einem Bienenvolk und kosteten vom guten, wertvollen Blütenhonig.

Nach dem Mittagessen und dem obligatorischen Gruppenfototermin im Obstgarten, besuchten wir einen ortsansässigen Imker und konnten einen mutigen, näheren Blick in das Innere eines Bienenstocks werfen. Wir beobachteten die vielen tausend fleißigen Arbeiterinnen und konnten der Königin zusehen, die mit einem grünen Punkt gekennzeichnet

war. Unsere Ansicht nach diesem Ausflug stand fest: In Zukunft wird aller Honig für Veranstaltungen auf dem Bundeshof beim örtlichen Imker gekauft!

Der Samstagnachmittag war für uns schon wieder der Abreisetag. Nicht ohne uns von allen zu verabschieden und noch in kleinere oder größere Gespräche verwickelt zu werden, liefen wir gegen 15 Uhr los. Für den Rückweg zum Bahnhof wählten wir eine neue Strecke, liefen querfeldein und kamen schließlich bei immer noch strahlendem Sonnenschein am Bahnhof in Ahrenshausen an.

Mir hat die Hofakademie gut gefallen. Es herrschte eine gute Stimmung und es wurde auch außerhalb der Diskussionsforen viel erzählt und gelacht. Die angebotenen Themen waren durchweg interessant und boten allen die Möglichkeit sich mit einzubringen und mitzureden. Es gab viel Kaffee und Kekse (vielleicht etwas zu viel?!) und es war eine entspannte, lockere, gemütliche Atmosphäre.

Wellness-Tage auf dem Bundeshof

Natascha Hefenbrock

Ein Pfadfinder-Wochenende bedeutet für uns Ältere, für Sippen- oder Stammesführer in der Regel Stress und Anspannung pur. Dass es auch anders geht, habe ich wieder einmal bei der **Hofakademie der CPD** vom 30.4. bis 4.5.2008 in Birkenfelde erlebt.

Für alles, was ein erwachsenes Pfadfinderherz begehrt, war wie immer gesorgt:

- eine zünftige Unterkunft auf dem Schlafboden mit vertrautem "Lager-Feeling" - abends kalte Füße, nachts Schnarcher rechts und links und morgens zum Wecken jeden Tag ein anderes Lied¹...
- ein offenes Frühstücks-Buffett ohne Frühspport mit individueller Essenszeit für Morgenmuffel (spätes Aufstehen und kurzer Imbiss) oder ausgiebiges Schmausen und Klönen für Frühaufsteher ...
- ein vielfältiges Seminar- und Workshop-Angebot von Themen zum Pfadfindertum und zu aktuellen - manchmal auch brisanten - gesellschaftspolitischen oder religiösen Fragen mit kompetenten Referenten und Moderatoren ...
- abends und zwischendurch viel Zeit zum Singen, Spazierengehen, Schwelgen in Erinnerungen mit altbekannten Freunden, zum Kennenlernen von interessanten Menschen oder einfach für ein Nickerchen unter blühenden Bäumen im Obstgarten ...

Da ich mich beruflich als Lehrerin vorrangig mit Texten und Disziplinproblemen herum-schlage, bevorzuge ich es, mich in diesen drei Tagen körperlich einzusetzen, am Hof zu bauen und etwas zu schaffen, was sichtbar ist und bleibt, z.B. habe ich in diesem Jahr

¹ Für gesteigerten Schlafkomfort gibt es übrigens direkt neben dem Hof preiswerte Betten in einer Ferienwohnung!

Sand für den Fußboden in der Großküche geschaufelt und eine Holzbank für den Innenhof hergestellt.

Ich genieße es, dabei meine Gedanken schweifen zu lassen und mich drei Tage lang um nichts kümmern zu müssen ... als um das, was mich interessiert und mir gut tut!

Hofakademie

Samuelf Beckmann

für Steflav Pevl

Erste Szene. Irgendeine Wohnung irgendwo in Deutschland. Einrichtung egal.

G Kommt Ihr dieses Jahr mal mit zur Hofakademie? Ein paar glückliche Tage verbringen? Diskussion über Mensch und Gesellschaft? Spiel, Worte und Musik bei Aschenglut? Bing?

k Was für eine Idee! Hofakademie. Genial. Ne Pfadfinderveranstaltung. Wie damals.

U Pfad...was? Wo? In Patagonien?

G Warum glaubst Du heißt das Hofakademie? Ich suche auch noch Referenten. Du bist doch Astrologe – hast Du nicht was über Sterne zu erzählen?

U Nicht ich. Ich wusste mal was...

G Und? Sag es!

U Ich hab es vergessen!

Pause.

k Gut, also dann demnächst in Ferkelbinde.

Zweite Szene. Ein malerischer Fachwerkhof im Herzen der Eisfeldmetropole Ferkelbinde. Nach starkem Regen schönstes Frühsommerwetter. Nur noch Gewölk.

Mittagspause. U und k sind soeben angekommen.

F Im Namen der Christlichen Pfadfinderschaft begrüße ich die zugestiegenen Teilnehmer an Bord unserer diesjährigen Hofakademie.

k Gut Pfad! zu T: Habe mein eigenes Essen mitgebracht, falls Deins nicht schmeckt.

T Das kann nicht schaden.

G Hallöle! Und gleich geht's auch schon weiter. Thema: Eventualisierung des Glaubens.

Alle ab.

Dritte Szene. Essen in der Abendsonne.

G Das Essen ist wieder mal klasse. Wo bleibt das Huhn?

f Gerupft. Ein paar Büschel noch. Haben wir sonst nichts mehr zu essen?

T Ich habe noch dreißig Kilo Haribo, zum beifüttern.

U Beifüttern? Wo glaubst Du zu sein? In Kreuzebra? Beifüttern! Was für eine Idee!

k Ich bin so satt ich mag kein Blatt. Nicht eine Nudel krieg ich mehr runter.

e Und wenn man sie ... wenn man sie ... faltete?

f Es ist auch noch Terracotta übrig. Und drei Quarks für König Marke.

U Watt? Wo?

M Ich hätte auch noch vierundzwanzig Sorten Milchpulver zu verköstigen...

J Wir haben übrigens auch eine Katze hier auf dem Hof.

Pause.

U Farbe?

J Aschgrau.

Eine Katze betritt die Szene, frisst sich aus ihrem Napf satt und tritt wieder ab.

Wir haben ihn im Griff, unseren Kater Strofe.

Vierte Szene. Abends. Theateraufführung. Im Zuschauerraum steht eine Kamera. Die Deckenbeleuchtung ist auf die Bühne gerichtet.

H zu den Darstellern: Gebt Euch mehr Blöße! Und zeigt's dem Protagonisten. Tritte!
Vor's Schienbein.

zu A: Wozu diese Kamera?

A Wir schneiden die Aufführung mit. Für die Hofakademie-Doku.

Pause.

H Wozu diese Scheinwerfer?

A Verständnislosigkeit von A.

Um den Kopf von Luc zu beleuchten.

Pause.

H Gut. Noch mal und ich verschwinde.

S schaut durch die halb geöffnete Tür herein: Schluss jetzt. Gute Nacht und Träume!

A abgehend: Letzte Nacht hatte ich ja einen Traum von mehr bis minder schönen

Frauen...

Fünfte Szene. Akademieauswertung im brummli.cafe.

- S Ich hoffe, es hat Euch genauso gefallen wie mir, und Ihr kommt wieder! Meinungen?
- k Auf jeden Fall! Superinteressant, ungezwungene Atmosphäre, genau richtig!
- U Und eine tolle Truppe. Vielseitig, interessant, tolerant.
- k Wirklich schön, mit so unterschiedlichen Leuten ins Gespräch zu kommen.
- U Und erst das Essen...
- G Also, nächstes Jahr wieder – so Gott will und wir leben. Supi!

Letzte Szene. Großes Kommen und Gehen im Hof. Die Akademie neigt sich dem Ende.

- t im Vorübergehen, singt: ...sei über vierzig Jahre im Himmel...
- k Komm, wir gehen.
- U Wir können nicht.
- k Warum nicht?
- U Wir warten auf den Abschlusskreis.
- k Ach ja.
Man versammelt sich zum Abschlusskreis. Pause.
- F Meine Damen und Herren, diese Veranstaltung endet hier. Wir hoffen, dass Ihnen die Akademie mit uns gefallen hat und würden uns freuen, Sie im nächsten Jahr wieder hier begrüßen zu dürfen.
- U Großartig! Das wird umwerfend sein. Ich sehe es schon vor mir.
Das Bundeslied wird gesungen. Das Bundesbanner wird eingeholt. Kurz vor dem Ende klemmt das Banner. Das Bundeslied verklingt. Die Teilnehmer richten die Köpfe auf und starren auf das Banner. Stille.
Lange Pause.
Fast schon zu lang – bis nächstes Jahr.

Andachten

Morgenandacht Donnerstag, 1. Mai 2008 „Freiheit“

Tiana Hickel

Gedicht

von Erich Fried

Mit der Freiheit ist das so ähnlich wie mit der Liebe

Wenn dann das sogenannte Glück mich nach Jahren wieder herausholt aus dem verschlossenen Schrank

und sagt: Nun darfst du wieder! Nun zeig was du kannst!

Werde ich dann einatmen und meine Arme ausbreiten und wieder jung sein und voller Lebensmut

oder werde ich dann nach Mottenkugeln riechen und mit den Knochen klappern im Takt eines fremden Herzschlags?

Mit der Freiheit ist das so ähnlich wie mit der Liebe

und mit der Liebe ist das so ähnlich wie mit der Freiheit.

Lied

Lobet den Herren (EGB 447), Strophen 1+2+7

Bibeltext

Galater 5,1: Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auferlegen!

Gedanken

Mit der Freiheit ist das so ähnlich wie mit der Liebe.

Man bekommt sie als Geschenk. Nie hat man sie aus sich selbst. Man ist nur so frei und nur so viel Liebe, wie man geschenkt bekommt. Deshalb befreit Freiheit und deshalb befreit Liebe, weil man sie nicht hat, sondern ist. Gelöst aus dem unheilvollen Kontext des Habens und Danach-gerichtet-Werdens sind wir neu reingesetzt worden in einen heilvollen Kontext des Seins und des Obwohl-so-Seins Geliebt-und Gerecht-gesprochen Werdens durch Gott.

Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auferlegen!

Denn in Christus gilt der Glaube, der durch die Liebe tätig ist.

Mit der Freiheit ist das so ähnlich wie mit der Liebe. Und mit der Liebe ist es so ähnlich wie mit der Freiheit.

Gebet

Herr wir bitten dich, lass uns erfahren, wie frei du uns gemacht hast. Lass es uns erfahren, was es heißt, dieses Geschenk der Freiheit zu kosten. Lass es uns erfahren, wo immer wir sonst Unfreiheit erleben und selbst Unfreiheit erzeugen: Durch Leistungsdenken, durch Eitelkeit, durch Hochmut und Neid, durch Liebe, die doch nur das ihre sucht, durch einen eifernden Glauben, welcher intolerant und gnadenlos ist. Und wenn wir sie erfahren, diese Freiheit, dann lass sie uns mit Liebe leben. Und lass uns dort eingreifen und handeln, wo immer diese Freiheit gefährdet ist, unmöglich ist oder zerstört wird.

Jetzt hier, in diesem morgendlichen Gebet lass uns daran denken. Lass uns dieses Wissen und Gedenken konzentrieren, das es uns begleite in diesen Tag.

Amen

Lied

Bewahre uns Gott (EGB...)

Gedicht

von Erich Fried

Zu sagen „ Hier herrscht Freiheit“

Ist immer ein Irrtum

Oder auch eine Lüge:

Freiheit herrscht nicht.

Abendandacht 1.Mai 2008 „Abschalten“

von Astrid Mager, gehalten von wadu

Lied

Bleibet hier und wachet mit mir 3x

Text

In einem kleinen Fischerdorf liegt ein einfach gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst vor sich hin. Ein Tourist kommt dazu und fängt mit ihm ein Gespräch an. „Sie werden heute einen guten Fang machen!“ Der Fischer schüttelt den Kopf. „Ist Ihnen nicht gut?“ fragt der Tourist. „Nein, ich fühle mich phantastisch“, ist die Antwort. „Warum fahren Sie dann nicht raus zum Fischen?“ „Weil ich heute morgen schon rausgefahren bin.“ „War der Fang gut?“ „So gut, dass er sogar noch bis übermorgen ausreicht.“ „Aber stellen Sie sich mal vor, sie würden noch öfter rausfahren, dann könnten Sie viel mehr fangen. Sie könnten bald ein zweites Boot kaufen, Sie könnten Leute anstellen, ein Kühlhaus bauen und eine eigenen Räucherei.“ „Und dann?“ fragt der Fischer. „Dann könnten Sie sich in aller Ruhe hier in den Hafen setzen, in der Sonne dösen und aufs Meer schauen.“ – „Aber, das tue ich doch schon die ganze Zeit.“

Auslegung

Schneller, Weiter, Höher, Lautet nicht so das Motto unserer Gesellschaft?

Eine Gesellschaft, die geprägt ist von einer hohen Wertschätzung der Arbeit und Leistung. Der Mensch ist umso höher angesehen, je besser und effektiver er arbeitet und je mehr er es zu etwas bringt. Rationalisieren und effektiv zu arbeiten ist eine wichtige Forderung im Berufsleben und mittlerweile auch im Ehrenamt, damit ein Unternehmen/ Verein konkurrenzfähig bleibt.

Manche große Maschinen oder Hochöfen können auch am Wochenende nicht abgeschaltet werden, weil es viel zu uneffektiv wäre sie am Wochenbeginn wieder von neuem anzuhetzen: abschalten geht nicht.

Durch dieses System sind große wirtschaftliche Erfolge erzielt worden, so gehören die Staaten der westlichen Welt zu den führenden Industriestaaten.

Doch muss man auch fragen, welcher Preis dafür zu zahlen ist. Der Einzelne ist eingebunden in ein System der Arbeitsorganisation, von Vorschriften und Regelwerken, er muss Leistung bringen und gemäß den Anforderungen funktionieren. Stresssymptome, Krankheiten, Herzinfarkte, Depressionen, Konflikte sind immer öfter die Folgen.

Viele haben es verlernt, abzuschalten. So wenig wie man eine Hochofen abschalten kann, so können manche Menschen kaum einmal richtig abschalten.

Abschalten heißt ja: mich frei machen von anderen Einflüssen, um ganz bei mir selbst sein zu können. Die eigene innere Stimme sprechen lassen, sich auf seine eigenen Gefühle einlassen. Die Gewissheit haben, nichts leisten zu müssen. Keiner der sagt, tu dieses und tu jenes. Aus dem Augenblick heraus leben und nicht in der Vergangenheit gefangen sein oder in die Zukunft entfliehen. Erspüren können, wer ich wirklich bin – ganz bei mir zu Hause sein.

Der Fischer aus der Geschichte hatte viel Lebensweisheit. Er konnte abschalten und das Leben genießen. Er war nicht auf einen unbarmherzigen Leistungszwang gepolt. Er versprühte etwas von der Leichtigkeit des Seins und von dem, was wir uns oft unter südländischem Charme vorstellen.

Dabei liegt dieser Fischer auch noch auf der Linie, die uns das Evangelium vorgibt, wo Jesus seine Gefährten dazu bringt, auch abzuschalten.

Die Apostel versammelten sich wieder bei Jesus und berichteten ihm alles, was sie getan und gelehrt hatten. Da sagte er zu ihnen: „Kommt mit an einen einsamen Ort, wo wir allein sind, und ruht ein wenig aus.“ Denn sie fanden nicht einmal Zeit zum Essen, so zahlreich waren die Leute, die kamen und gingen. Sie fuhren also mit dem Boot in eine einsame Gegend, um alleine zu sein. Aber man sah sie abfahren, und viele erfuhren davon; sie liefen zu Fuß aus allen Städten dorthin und kamen noch vor ihnen an.

Markus 6, 30-34 vorlesen

Die ständige Konfrontation mit den Menschen, das Unterwegssein, kann nur fruchtbar sein und gelingen, wenn man zwischendurch immer wieder abschalten kann. Zuwendung zu den Menschen, Nähe zu anderen kann nur gelingen, wenn auch die Distanz gelingt.

Abschalten kann etwas sehr heilsames sein: das Radio oder den Fernseher wirklich mal bewusst abschalten, das Handy erst gar nicht einschalten. Den Ort wechseln und heilsame Bilder für meine Seele suchen, einen einladenden Park, einen einsamen Strand, ein

Bergpanorama oder ein gemütliches Café. Unsere Seele braucht auch konkrete Bilder, die ihr gut tun.

Jesus hat sich nicht umsonst häufig am See aufgehalten und suchte einsame Plätze, denn er und seine Gefährten fanden hier Stärkung und Erholung.

Gebet

Herr,

die Nacht umhüllt die Welt und läßt uns zur Ruhe kommen.

Sie läßt uns anhalten, ausruhen von den Programmpunkten an diesem Tag.

Sie läßt uns Zeit, stillzustehen, zu reden, zu singen, zu sehen und zu träumen, in den Sternenhimmel zu blicken und zu wissen, dass man nicht allein ist. Wir danken dir.

Wir danken Dir für all diese kleinen Glücksmomente die wir heute und auf dieser Hofakademie erlebt haben und erleben werden.

Bitte beschütze uns nun auch diese Nacht.

Lied

Der Abend füllt die großen Weiten

Morgenandacht 2. Mai 08 „Freude an Gottes Schöpfung“

Irene Thiel

Lied

Ein neuer Tag beginnt (Komm, sing mit, Seite 109)

Auslegung

Wenn ich im aufgehenden Sonnenlicht mit dem Hund Gassi gehe und das ganze Dorf noch schläft, wenn ich früh auf Arbeit fahre oder Sonntag Nachmittag in den Wald gehe, spüre ich deutlich, wie alle meine Sinne sich recken und zu jubilieren beginnen. Zur Seite rücken Alltagsprobleme und manche größere Sorge und es bleibt eine frohe, ruhige Stimmung. Diese gibt Kraft und Stärke für den Alltag. Ich kann mich wieder an den kleinen Dingen erfreuen, an der aufgehenden Blüte eines einfachen Gänseblümchens, am Ruf eines Gartenrotschwanzes oder auch an dem manchmal nervtötendem Geblöke der Galloway-Rinder. Das Aufatmen meiner Seele (und nicht nur meiner) in diesen Momenten musste eine Ursache haben und der wollte ich auf den Grund gehen.

Als ich in der Bibel eine dazu passende Stelle suchte, fand ich einige, doch diese gefiel mir sofort. Im Psalm 104 wird begonnen mit: Ich will dem Herrn von ganzem Herzen loben. Herr, mein Gott, wie groß bist du! Majestätische Pracht ist dein Festgewand, helles Licht umhüllt dich wie ein Mantel. Dieses helle Licht erfasst mich jeden Morgen und die Welt scheint viel klarer und weiter als bisher zu sein. Ich fühle mich leicht und froh. Da öffnet sich die Seele vor Dankbarkeit, dass man das erleben darf. In unserer waldreichen

Gegend lassen sich am Morgen viele Tiere sehen, sie streifen meinen Weg und wieder sitzt da ein Vogel, dessen Namen ich nicht kenne, klingt ein Laut ans Ohr, der nicht zugeordnet werden kann. O Herr, welch unermessliche Vielfalt zeigen deine Werke! Sie alle sind Zeugen deiner Weisheit, die ganze Erde ist voll von deinen Geschöpfen.

Nicht zu begreifen ist die Menge an verschiedenen Arten, alle aufeinander abgestimmt, alle zueinander angepasst, jede Art in ihrem Reich. Uns wurde die Erde von Gott gegeben zu seiner Freude und Ehre, damit wir auf ihr und mit ihr leben können, wir sollen uns damit ernähren. Deshalb ist es auch unsere Aufgabe, die Erde und ihre Geschöpfe zu schützen. In den Regeln der Pfadfinder steht: Der Pfadfinder schützt Pflanzen und Tiere. Doch ist das immer so bei uns? Gehen wir nicht manchmal gedankenlos umher und stören Tiere z. B. bei der Brut? Machen wir Feuer ohne an die kleinen Tiere zu denken, die wir damit aus ihrem Reich vertreiben? Tun wir nicht zu wenig, um die Natur zu erhalten, damit jedes Geschöpf sein Auskommen hat? Keine 3 Kilometer von unserem Ort soll ein Ton-Tagebau eröffnet werden mit täglichen Sprengungen, welche garantiert die Tiere aus unserer Region vertreiben werden. Anfang April wurde dazu ein ökumenischer Gottesdienst durchgeführt. Doch wo waren die Pfadfinder? Haben sie ihr Gelöbnis vergessen? Hatten sie den Termin vergessen? Gab es Wichtigeres?

So steht für mich immer wieder die Frage: Was kann ich selbst tun, um unsere Umwelt so zu erhalten, dass es zur Freude Gottes ist? Welche Richtung zeigt Gott für mich auf?

Viele Fragen stehen vor mir und ich kenne ihre Antwort nicht.

Heute verzweifle ich deshalb nicht mehr, denn in Psalm 104, Vers 27–31 kann ich lesen: Alle deine Geschöpfe warten auf dich, dass du ihnen rechtzeitig zu essen gibst. Sie holen sich die Nahrung, die du ihnen zuteilst. Du öffnest deine Hand, und sie werden reichlich satt. Doch wenn du dich von ihnen abwendest, ist es mit ihnen vorbei. Ja, sie sterben und werden zu Staub, wenn du ihnen den Lebensatem nimmst. Doch wenn du deinen lebendigen Geist schickst, dann werden sie geschaffen; so schenkst du der Erde neues Leben. Die Macht und Hoheit des Herrn möge für immer bleiben!

Ich habe im Kosi ein Gebet dazu gelesen, welches ich mit euch jetzt beten möchte.

(Komm und Sing, Seite 244)

Gebet

Guter Gott, Du hast uns die Erde gegeben, damit wir sie nützen und bebauen,
du hast uns Sonnenschein und Regen gegeben,
die Tiere auf der Erde, in der Luft und im Wasser.

Du hast uns die Fähigkeit zum Denken gegeben,
damit wir verantwortlich mit deiner Schöpfung umgehen.

Wir danken dir für deine Schöpfung um uns und bitten dich:

Hilf uns, deine Gaben so zu gebrauchen, dass die Erde
Bewohnbar bleibt und dass alle Menschen leben können.
Darum bitten wir durch Christus, unseren Bruder. Amen.

Lied

Herr, ich sehe Deine Welt (Komm und Sing, Nr. 272)

Morgenandacht 3. Mai 2008 „Zuhause sein“

Heike Neumann (krexe)

Auch wenn ich sicher noch nicht Weihnachten feiern möchte, lese ich trotzdem einen Vers aus der Weihnachtsgeschichte vor: Lukas 2, 3+4.

Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeder in seine Stadt. Da machte sich auf auch Josef aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war.

Joseph und Maria machen sich auf, weg von Gewohntem, weg von Zuhause, sie wissen nicht was sie erwartet. Alles Vertraute, ihre Heimat, lassen sie zurück.

Lied

In deinem Haus

Auslegung

Ich will euch von einem Abend erzählen.

Genauer gesagt, vom 8. April 2004.

Ich war seit fast einem Jahr von zuhause ausgezogen, kurz danach eine neue Wohnung gesucht und wohnte nun in Kirchweyhe.

In meiner alten und vertrauten Gemeinde in Bremen konnte ich nicht bleiben, da ich nach Niedersachsen gezogen war. Aber inzwischen fühlte ich mich auch in meiner neuen Gemeinde in Heiligenrode durchaus wohl.

An diesem Gründonnerstag war ich noch mal in Horn im Gottesdienst. Es wurde Passah-Abendmahl gefeiert und ich habe altbekannte Gesichter gesehen.

Es war schön, aber ich fragte mich auch, ob ich hier überhaupt noch hergehörte.

War ich hier noch zuhause?

Es war einiges in diesem einen Jahr geschehen: Eine Fusion mit einer anderen Gemeinde, es gab neue Pastoren, alles war irgendwie anders.

Zum Ende des Gottesdienstes wurden die verschiedenen Gruppen im Gemeindeleben genannt und man bat die Kaffeetanten, den Altenkreis usw. aufzustehen. Und zum Schluss auch alle Gäste. Ich stand mit auf, zum Verwundern einiger Bekannten und auch meiner Mutter. „Bist du wirklich Gast hier?“ wurde ich gefragt. Ich war den Tränen nahe und fühlte mich hilflos. Einerseits gehörte ich hierher, wurde ja auch hier konfirmiert, andererseits war ich fremd hier und Gast.

Es folgten lange Gespräche mit meiner Mutter, in denen mir immer klarer wurde, dass es für mich nicht nur einen Ort gibt, eine Gemeinde, in der ich zuhause sein kann.

Schließlich habe ich ja auch 1. meine Wohnung und 2. das Haus meiner Eltern, an beiden Orten bin ich zuhause und kann mich wohl fühlen.

Und genauso ist es bei kirchens.

Wo ich Gott im Gottesdienst im Urlaub, in einer Andacht, in einem Gespräch oder hier auf dem Bundeshof finden kann, kann ich mich zuhause fühlen, denn ER ist die Konstante im Leben. Beruf, Freunde, Wohnort, alles kann sich ändern.

GOTT und seine Liebe werden immer da sein und immer bleiben.

Gebet

Guter Gott,

Danke für die Sicherheit, die du gibst.

Danke für die Geborgenheit, die wir spüren können.

Danke, dass wir bei dir zusaue sind und

Danke für Menschen, die uns daran erinnern.

Herr, ich danke dir für dieses Wochenende und für alle, die hier zusammen sind.

Begleite du uns heute, morgen und alle nächsten Tage und lass uns deine Nähe spüren.

Lass uns nun munter in den Tag starten. Segne uns und alle, die deinen Segen brauchen.

AMEN

Lied

„Halleluja, du verlässt mich nicht“ (Salzkristall)

Abendandacht 3. Mai 2008 „Beten“

Jutta Busch (büschi)

Lied

Bleibet hier, und wachet mit mir

Geschichte

Sonntage im Jahreskreis

Gott / Beten

Als Gott die 25. Stunde schuf
(Mk 13, 33-37: 1. Adventssonntag, Lesejahr B; Lk 11, 1-13: 17. So. i. J., Lesejahr C; Lk 18, 1-8: 29. So. i. J., Lesejahr C)

Hinführung

Nehmen wir uns genügend Zeit zum Beten, zum Atemholen der Seele? Wann haben wir uns zum letzten Mal bewußt dafür Zeit genommen? Ist es wirklich nur ein Zeitproblem? Die folgende Geschichte hilft uns bei der Beantwortung weiter:

Geschichte

Besorgt meldeten die Engel dem Schöpfer, daß die Menschen fast gänzlich aufgehört hätten zu beten. Daraufhin beschloß der himmlische Rat, die Ursachen durch eine Schar von Engeln untersuchen zu lassen.

Diese berichteten folgendes: Die Menschen wissen um das Fehlen ihrer Gebete und beklagen es. Aber leider hätten sie trotz ihres guten Willens einfach keine Zeit zum Beten. Im Himmel war man verblüfft und erleichtert: Statt des befürchteten Abfalls handelte es sich also nur um ein Zeitproblem!

Die himmlischen Räte überlegten hin und her, was zu tun sei. Einige meinten, man solle durch entsprechende Maßnahmen das moderne, hektische Leben abschaffen. Eine Gruppe schlug sogar eine Bestrafung des Menschengeschlechtes vor: »Das wird schon seine Wirkung tun«, sagten sie und verwiesen auf die Sintflut.

Das Ei des Kolumbus aber fand ein junger Engel: Gott solle den Tag verlängern! Zur Überraschung aller war dieser einverstanden. Er schuf eine 25. Tages-Stunde.

Im Himmel herrschte Freude: »So ist Gott eben«, sagte man, »Er hat Verständnis für seine Geschöpfe«.

Als man auf der Erde zu merken begann, daß der Tag eine Stunde

länger dauerte, waren die Menschen verblüfft und, als sie den Grund erfuhren, von Dankbarkeit erfüllt. Erste Reaktionen waren vielversprechend: Es werde zwar einige Zeit dauern, so hörte man aus informierten Kreisen, bis die Anpassung vollzogen sei, aber dann werde sich alles einspielen. Nach einer Zeit vorsichtiger Zurückhaltung ließen die Bischöfe verlauten, die 25. Stunde werde als »Stunde Gottes« in das Leben der Menschen eingehen.

Im Himmel wich die anfängliche Freude bald der Ernüchterung. Wider alle Erwartung kamen im Himmel nicht mehr Gebete an als bisher, und so sandte man wiederum Boten zur Erde. Diese berichteten:

Die Geschäftsleute ließen sagen, die 25. Stunde – für die man sich durchaus zu Dank verpflichtet sehe – habe durch die Umstellung der Organisation Kosten verursacht. Durch erhöhten Einsatz müßten diese Kosten eingearbeitet werden. Man bitte um Verständnis für diese Sachzwänge.

Ein anderer Engel war bei der Gewerkschaft. Erstaunt, aber doch höflich wurde er angehört. Dann erklärte man ihm, die neue Stunde entspreche eigentlich einer längst überfälligen Forderung der Gewerkschaft. Im Interesse der Arbeitnehmer müsse sie für die Erholung freigehalten werden.

In Kreisen der Intellektuellen wurde über die neue Stunde viel diskutiert. In einer vielbeachteten Gesprächsrunde im Fernsehen wurde vor allem darauf hingewiesen, daß dem mündigen Bürger niemand vorschreiben könne, was er mit dieser Stunde zu tun habe. Die Idee der Bischöfe, sie als »Stunde Gottes« im Bewußtsein der Menschen zu verankern, müsse als autoritäre Bevormundung zurückgewiesen werden. Im übrigen sei die Untersuchung darüber, wie die neue Zeiteinheit entstanden sei, nicht abgeschlossen. Naivreligiöse Deutungen aber könnten dem Menschen auf keinen Fall zugemutet werden.

Dem Engel aber, der zu den kirchlichen Kreisen gesandt worden war, wurde bedeutet, daß man ohnehin bete. Der Eingriff des Himmels, so sagte man, dürfe auf jeden Fall nur als ein Angebot verstanden werden, als ein Baustein der persönlichen Gewissensentscheidung.

Einige gingen noch weiter und sagten, aus der Sicht der kirchlichen Basis sei die ganze Angelegenheit kritisch zu bewerten: Die Zweckbindung der 25. Stunde zugunsten des Gebets sei eng und könnte auf gar keinen Fall »von oben« verfügt werden, d. h. ohne entspre-

chende Meinungsbildung »von unten«. Manche Pfarrer betonten, wie dankbar sie für die zusätzliche Zeit seien, deren sie dringend für ihre pastorale Arbeit bedürften. Und so hatten eigentlich fast alle einen Grund, warum die dazugewonnene Tagesstunde nicht dem Gebet gewidmet sein könne.

Einige Engel aber berichteten von Menschen, die die geschenkte Zeit wie jede andere Stunde ihres Lebens aus den Händen Gottes annahmen: für ihre Aufgaben, für den Dienst an den Mitmenschen, für die Teilnahme an der heiligen Messe und – für das Gebet, für das sie jetzt noch leichter Zeit fanden als bisher.

Darüber waren die Engel freilich auch verwundert: Diejenigen, die die 25. Stunde tatsächlich in den Dienst Gottes stellten, waren dieselben, die schon bisher genügend Zeit zum Beten gehabt hatten.

So erkannte der himmlische Rat: Das Gebet ist eine Frage der Liebe. Zeit allein bringt keinen Beter hervor. Diejenigen, die nicht beten wollen, werden auch mit einem längeren Tag »keine Zeit« zum Beten finden. Zeit haben, genau besehen, immer nur die Liebenden.

Daraufhin wurde beschlossen, Gott zu bitten, die 25. Stunde wieder abzuschaffen und auch die Erinnerung daran aus den Köpfen der Menschen zu löschen. Und so geschah es. – *Silke* –

Andreas Laun

Weiterführung

Das Gebet, das Hören auf Gott, das Sprechen mit Gott, ist eine Frage der Liebe zu Gott. Welchen Stellenwert hat sie in *meinem* Leben?

Zum Thema »Gott – Glauben« eignet sich auch das Zwiegespräch von Vater und Sohn aus »Papa – Charly hat gesagt ...« Ursula Haucke, Rowohlt Taschenbuchverlag, rororo 4645, siehe: Willi Hoffsummer, »77 religiöse Spielszenen für Gottesdienst, Schule und Gruppen«, Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1989, S. 120–124.

Gedanken dazu

Nehmen wir uns genügend Zeit zum Beten?

Oder ist es vielleicht für uns nicht so wichtig, schließlich haben wir genug zu tun

Vielleicht denken wir ja auch, dass wir das gar nicht brauchen, wir sind ja Christen und da langt es ja, wenn man zum Gottesdienst geht und ab und zu mal an Gott denkt.

Wir machen ja auch nichts wirklich Schlimmes, bemühen uns, ein anständiges Leben zu führen, so dass wir das tägliche Beten vielleicht gar nicht nötig haben.

Matthäus 7, 7-11 vorlesen

Gedanken dazu

Über diesem Abschnitt steht in der „Guten Nachricht“: Voll Vertrauen beten. Das finde ich sehr wichtig. Es geht vielleicht wirklich nicht darum, genau jeden Tag 15 Minuten sich im Gebet zu versenken. Es reicht sicher, ein kurzes Stoßgebet zu verrichten, wenn etwas super geglückt ist oder wenn der Tag nur Schwierigkeiten für einen hat.

Und ich finde es sehr schön. Es rückt das Beten aus der Ecke raus, wo steht „Ich muss jeden Tag mit Gott in der passenden Form sprechen, sonst ist das nicht in Ordnung“. Statt dessen will Gott nur, dass wir ihm vertrauen und dann voll Vertrauen und Liebe ihm alles sagen und ihn um alles bitten, was uns wichtig ist.

Dann muss ich nicht mehr voller Zwang meine Gebetszeit einhalten, dann will ich das!

Lied

Gebet

Wir wollen das Gebet beten, dass uns Jesus selbst gelehrt hat:

Vater Unser...

Lied

Lobpreiset unsern Gott

Seminare

Programmübersicht

tag = ganztags, VM = vormittags, NM = nachmittags

Donnerstag, 1.5.

tag	Werkstatt	Bauhütte	Andreas Klein
VM	OG	Freunde fürs Leben?	Thomas Philipp
VM	Kapelle	Leben im Glauben	Grischa Roosen-Runge
NM	OG	Christlich bündischer Lebensbund	Jörg Kraemer
NM	Kapelle	Festivalisierung des Glaubens?	Michael Freitag (aej)

Freitag, 2.5.

tag	OG	Demografischer Wandel	Klaus Meyer zu Uptrup
tag	Hühnerstall	Tante Emma Laden / Megastore	Michael Kruse
tag	Werkstatt	Bauhütte	Andreas Klein
VM	OG	Meißner-Formel, 95 Jahre danach	Reinhard Wolff
13.30	Innenhof	Küchenkräuterspaziergang	Wilfried Lüllmann
NM	Kapelle	Theaterwerkstatt Teil 1	Horst Schwirz
19.30	OG	Film „Wer früher stirbt, ist länger tot“	

Samstag, 3.5.

VM	OG	Leben an der Grenze	Arnd, Grischa
VM	Kapelle	Theaterwerkstatt Teil 2	Horst Schwirz
VM	Hühnerstall	Einblicke in die Imkerei	Jan Gronwald
VM	Werkstatt	Bauhütte	Andreas Klein
NM	Exkursion	Burg Hanstein	
NM	Exkursion	Grenzdurchgangslager Friedland	
NM	Exkursion	Geocaching	Andreas Adam
19.30	Innenhof	Aufführung „Catastrophe“	
20.00	OG	Lebensbund im DPB	Martin, veilchen

Sonntag, 4.5.

8.30	EG	Akademieauswertung	Stefan Peters
------	----	--------------------	---------------

Leben im Glauben

Moderation: Grischa Roosen-Runge

Gäste

Christian Störmer, Georg Ewert

Teilnehmer

Irene Thiel, Dorette, Diana, Jörg Krahmer, Oliver, Klaus Meyer zu Uptrup, petro, Stefan, Sibylle Scheuerle, Klaus Hefenbrock (11)

Protokoll

Stefan Peters (ergänzt von Christian Störmer, Georg Ewert)

Kurzbeschreibung

Glauben allein – das geht nicht! (Jonas Görlich)

Jeder Glaubensweg ist immer auch ein Weg in Gemeinschaft, ein Weg des Austauschs und der Gespräche, ein Prozess, keine feste Meinung. Mir hat letzstens jemand gesagt: „Love is a verb!“ Bewegung verändert mich, aber auch die Gruppe, mit der ich rede, lebe oder in der ich mich engagiere. Als Pfadfinder fällt es nicht schwer – am Wochenende – Orte, Räume und Zelte zu finden, an denen man Glauben diskutieren kann, in denen man Glauben entwickeln kann. Aber jeden Tag?! Da fangen doch die Ohren an zu glühen!

Mit dem Thema „Leben im Glauben“ besteht die Chance, im Rahmen einer Diskussionsrunde, verschiedene christliche Gemeinschaftsmodelle kennen zu lernen und zu hinterfragen. Dazu werden Referenten geladen sein, die ihr Leben bewusst in christlicher Gemeinschaft verbringen. Darunter ein Mönch, ein Theologe und ein Christ, der in einer besonderen Gemeinschaft lebt.

Sie werden Rede und Antwort stehen. Zeit zum Zuhören und Zeit zum Fragen: Warum geht ein Mensch ins Kloster? Wie sieht der Alltag eines Mönchs aus? Macht ein Mönch eigentlich Urlaub? Warum lebt ein Student in einer christlichen Wohngemeinschaft? Was ist an einem Leben mit fester, christlicher Struktur erstrebenswert? Welche sozialen, gesellschaftlichen oder kulturellen Ziele und Aufgaben sind den Gemeinschaften wichtig?

Georg Ewert

Vorstellung

Zunächst habe ich eine Bäckerlehre gemacht. Nach meiner Gesellenprüfung habe ich noch ca. ein halbes Jahr in diesem Beruf gearbeitet. Kurze Zeit später begann ich eine Umschulung zum Maler und Lackierer. In den folgenden 10-11 Jahren war ich vor allem als Maler und Lackierer tätig. Parallel begann ich eine Sakristanausbildung und bin vertretungsweise in unserer Pfarrgemeinde tätig geworden.

Mein persönlicher, einmaliger Lebensweg

Ich bin religiös aufgewachsen. Die religiöse Erziehung war liebevoll und vorbildlich. Zuhause wurde bei Tisch gebetet, der Sonntagsgottesdienst war natürlich eine Selbstverständlichkeit, und so kam ich zum Glauben.

Gott legte Fundamente, er war immer da, folgte mir nach und hielt meine Hand. Ich erkannte für mich, dass Gott existiert, dass er mich liebevoll begleitet und dass ich in meinen Anliegen Zuflucht bei ihm finden konnte. So sind für mich die Begegnungen mit Kirche und Glaube von meinen allerersten religiösen Erfahrungen an bis heute durchweg positiv gewesen.

In den entscheidenden Jahren meiner Jugendzeit ist meine Beziehung zu Gott gereift. Ich schloss mich gleichgesinnten Kreisen an, einem Bibelkreis, einem Kirchenchor und einem Pfadfinderverband (DPSG). Eine intensive Auseinandersetzung mit meinem Glauben und mit der Frage nach Gott begann in diesen Jahren des Suchens. Ich fing an, die Bibel systematisch zu lesen. Dann wollte ich noch mehr wissen und habe mich mit Theologie, Kirchengeschichte und Ordensgeschichte befasst.

Und zaghaft begann ich zu fragen: „Gott, was willst du, dass ich es tue?“ In mir erwachte erstmals das Interesse am Ordensberuf. Eine Berufung als Benediktiner fasste dabei erstmals Fuß in meinem Herzen.

Die Zeit, in der die Entscheidung für das Ordensleben fällt, kann voller Spannungen und Unsicherheit sein. Berufung geschieht oft nicht mit einer Sicherheit, in der man plötzlich Bescheid weiß; vielmehr gilt es im ganzen Berufungsgeschehen Spannungen auszuhalten, die auch zeigen, dass das Leben mit Gott ein Wagnis ist. Die eigentliche Kraft zur Entscheidung für den Weg der Nachfolge und der Mut, erste konkrete Schritte der Verwirklichung zu tun, stammen aus dem Vertrauen und der Liebe zum Herrn. Aus diesem Glauben kommt die innere Kraft, sich von lieb gewordenen Menschen, von Bindungen und Beziehungen zu lösen, sowie Beruf und persönliche Dinge aufzugeben. Natürlich ist die innere Loslösung vom Bisherigen manchmal sehr schmerzlich. Doch der Ruf des liebenden Gottes befähigt zu Schritten, die nur ein gläubiger Mensch tun kann.

Berufung verlangt Aufbruch. Wenn die Zeit reif ist, musst du gehen. Dann darfst du nicht mehr zögern. Zur Berufung gehört immer, dass ich mich soweit freimache, wie der Weg, den ich nun gehen will, es erfordert.

Heute lebe ich als Mönch im Benediktinerkloster Nütschau im Norden Schleswig-Holsteins. Es ist das einzige katholische Benediktinerkloster in der Gegend. Im Kloster heiße ich Bruder Andreas und werde auch so angesprochen. Normalerweise gilt das auch außerhalb des Klosters. Im Personalausweis steht jedoch weiterhin mein Taufname.

Der Gründer des Ordens der Benediktiner

Benedikt wurde um das Jahr 480 in Nursia nördlich von Rom geboren. Er wurde zum Studium nach Rom geschickt, entfloh aber der sittenlosen Umgebung seiner Studiengenossen. Benedikt lebte in einer heillosen Zeit. Die alten Ordnungen des Römischen Reichs zerbrachen, ohne dass eine neue Ordnung in Sicht gewesen wäre. Er war auf der Suche nach bleibenden, nach den von Gott gesetzten Ordnungen.

Drei Jahre lang lebte Benedikt in einer Höhle bei Subiaco. Der Einsiedler Benedikt wurde zum Vorsteher des Klosters Vicovaro gewählt. Aber als die Mönche ihn wegen seiner Strenge zu vergiften versuchten, ging er zurück nach Subiaco. Dort gründete er zwölf kleine Klöster, die seiner Leitung unterstanden. Um 529 siedelte er nach Monte Cassino über. Dort gründete er jenes berühmte Kloster, das zum Mittelpunkt des abendländischen Mönchtums wurde.

Benedikt hatte seiner Gemeinschaft eine Regel gegeben, die heute unverändert gebraucht wrd. In dieser Regel sind Gebet und Arbeit, Studium und Ruhe in ein großartiges Gleichgewicht gebracht worden. Der Kernsatz heißt: Ora et labora – bete und arbeite. Benedikt starb am 21. März 547.

Wie hat dein Umfeld reagiert, als dein Entschluss feststand, ins Kloster zu gehen?

Das war ganz unterschiedlich. Manche fanden es toll, andere haben mich für verrückt erklärt. Es gibt tatsächlich noch Menschen, die etwas „Verrücktes“ tun, etwas, das dem Leben einen neuen Inhalt gitb, es zum prickelnden Abenteuer macht.

Da tritt ein junger Mensch in einen Orden ein, „verschwindet“ hinter Klostermauern oder wird Mitglied einer geistlichen Gemeinschaft. Eltern, Geschwister, Freunde und Bekannte sind sprachlos: Er muss doch verrückt sein. Ja, das ist er auch. Wie alle Abenteuer dieser Erde. Seine Erwartungen vom Leben sind weggerückt von den Erwartungen der Zeitgenossen. Er hat gewohnte Pläne und Wünsche, Ziele und Vorhaben zurückgelassen, um ganz für Größeres dazusein. Er hat sich für das „Abenteuer“ mit Gott, mit sich selbst und mit den Menschen gemeldet.

Wie er das kann? Aus mindestens zwei Beweggründen:

- er hat zutiefst begriffen, dass das ganze Leben nichtig, absolut wertlos wäre, hätte es nicht von Gott her seinen Sinn;
- die Liebe hat ihn gepackt, die Liebe zu Gott.

Deshalb setzt er alles auf die eine Karte.

Wie verlief dein Weg ins Kloster?

Ich bin nicht einfach umgezogen, sondern habe mein Zuhause, Freunde, Arbeitsstelle, ja eigentlich ein komplettes Weltgefüge verlassen. Ich sehe mich einer ganzen Menge neuer Leute gegenüber und werde mit einem völlig neuen Lebensstil konfrontiert. Bisher verlief mein Leben recht „normal“ unauffällig mit Höhen und Tiefen. Ich wurde christlich erzogen. Nach meiner Ausbildung zum Maler und Lackierer und meiner Sakristanausbildung stand vor allem mein Beruf im Vordergrund. Dann aber reichte mir dieses „normale“ Leben nicht mehr: Es kam keine rechte Freude mehr auf. Alles war geregelt und abgesichert. Ist das Leben?

Und da sagt jemand: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Er sagt: „Lass alles und folge mir nach; mein Joch ist leicht...“ Meint dieser jemand etwa mich? Bin ich dem gewachsen? Was sagen die Freunde und Bekannten, wenn ich tatsächlich ins Kloster gehe? Nütschau zeigte sich mir als eine offene Gemeinschaft, jung und mit Visionen, die in die Zukunft weisen... Und so habe ich einfach den Schritt ins Kloster gewagt. Sicher, im

Postulat und im Noviziat ist so manche Ernüchterung eingetreten. Aber vor allem habe ich gute Erfahrungen gemacht.

Wie wird man Mönch?

Benediktinermönch wird man nicht über Nacht. Derjenige, der in eine Benediktinerkloster eintritt, durchläuft eine mehrjährige Einübungszeit.

Es beginnt mit einem halbes Jahr „Postulat“. Das Postulat ist die Zeit der Bitte um Aufnahme. In dieser Zeit trägt der Postulant Zivilkleidung.

Nach dem ersten Kennenlernen der Gemeinschaft und dem Postulat folgt ein zwölfmonatiges „Noviziat“. In ihm wird der Bruder vom Novizenmeister in das Ordensleben eingeführt, insbesondere in die Ordensregel, in das innere Gebet (Kontemplation) und in das brüderliche Gemeinschaftsleben. Mit dem Eintritt des Noviziats ist die Feier der Einkleidung, bei der der Postulant das schwarze Ordenskleid, den Habit, erhält.

Der Habit besteht aus einem Untergewand, der sogenannten Tunika. Diese wird durch einen Gürtel (Zingulum) gerafft. Über der Tunika und dem Gürtel tragen die Mönche einen schürzenartigen Überwurf, das Skapulier. Daran ist eine Kapuze befestigt.

Der Habit ist ein Zeichen der Zugehörigkeit: Er erinnert den, der ihn trägt, ständig daran, dass er seine Gemeinschaft repräsentiert und durch sie die Kirche. Zudem ist das Ordensgewand für die Menschen ein Zeichen und ein sichtbares Zeugnis eines gottgeweihten Lebens.

Mit Beendigung des Noviziats kann der Bruder seine zeitlichen Gelübde ablegen. Er verpflichtet sich dabei, sein Leben vollkommen auf Gott auszurichten und gelobt drei Versprechen: Ehelosigkeit, Armut, Gehorsam.

Während der Trinalprofess ist es noch möglich, das Kloster wieder zu verlassen. Danach ist das Ablegen der ewigen Gelübde (Profess) und damit die endgültige Bindung an die Gemeinschaft möglich.

Feierliche Profess

Der Mönch verspricht seine Bereitschaft, in allem Gott zu suchen, Christus nichts vorzuziehen und unter der Führung des Evangeliums ein Leben nach der Regel des Hl. Benedikt zu führen. Ferner verspricht er seine Bereitschaft, der Klostersgemeinschaft die Treue zu halten in guten und in bösen Tagen. Mit Gottes Hilfe gelobt er schließlich seine Bereitschaft zu Beständigkeit, klösterlichem Lebenswandel und Gehorsam.

Als Mönche leben wir nach den drei „evangelischen Räten“ Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam. Man nennt diese drei Gelübde „evangelische Räte“, weil man sie im Evangelium findet.

- Jesus spricht davon, dass sich manche Menschen um des Himmelreichs Willen „e-heunfähig“ machen (Mt 19,12). Das ist kein Gebot, sondern ein Rat, dem manche folgen.
- Kurz darauf rät Jesus dem reichen Jüngling, alles zu verlassen, um ihm nachzufolgen (Mt 19,21). Das ist keine Forderung, die Jesus an alle Menschen richtet, sondern ein Rat, den er konkret diesem jungen Mann gibt.

- Den Rat des Gehorsams finden wir im Leben Jesu selbst dargestellt, der gehorsam wurde bis zum Tod (Phil 2,8).

Welche Gründe hast du, Benediktinermönch zu werden?

Ich fühle mich berufen. Er (Jesus) hat mich in seinen Bann gezogen und tief drinnen spürte ich, dass in der Beziehung zu Jesus die Verheißung einer Fülle liegt, die alles andere übertrifft. Das Bei-Ihm-Sein genügt, mit ihm eine Freundschaft fürs Leben einzugehen. Und ich war angesprochen und fasziniert von der Möglichkeit, so zu leben wie er. Nach dem unvermeidlichen Auf und Ab jeder Lebensentscheidung habe ich es gewagt, zu sagen: „Ich will so leben wie du. Mit dir will ich diesen Weg gehen.“ Im Klartext: Ich habe mich für ein Mönchleben entschieden, um ganz Jesus zu gehören und alles von ihm zu erwarten.

Bei den Pfadfindern trägst du die Kluft? Ist das erlaubt?

Ja sicher.

Ich trage das Pfadfinderhemd mit Halstuch gern, dazu auch die Lederhose. Die Kluft ist es, an der man den Pfadfinder am ehesten erkennt. Nach außen vermittelt sie unsere Zusammengehörigkeit. Sie ist zudem Zeichen der inneren Verbundenheit und das Symbol der Weltpfadfinderbewegung. Außerdem ist sie auf Fahrten und Lagern einfach praktisch.

Im Kloster trage ich den Habit zu den Gottesdiensten, bei den Mahlzeiten und bei öffentlichen Auftritten. Bei der Arbeit im Kloster trage ich die zivile Kleidung.

Christian Störmer

Vorstellung

Ich lebe in Göttingen in der COMMUNITÄT Koinonia, dem griechischen Wort für „Gemeinschaft“. Ich bin in einem evangelischen Pfarrhaus aufgewachsen und bin von daher christlich sozialisiert worden. Ich bin früh in die evangelische Jugend gegangen. Als die Gruppe auseinander fiel, bin ich zum Jungenbund Phönix gewechselt. In der Oberstufe habe ich Taizé kennengelernt. Anschließend gab es eine Phase, in der ich wenig mit dem Glauben zu tun habe. Das geht vielen Pfarrerskindern so, eine Lebensphase mit etwas Abstand zum Glauben. Der Jungenbund Phoenix ist nicht konfessionell gebunden, aber Glaube spielt eine Rolle.

Die Koinonia habe ich durch eine Jugenddiakonin in unserer Kirchengemeinde kennengelernt. Wir als Bündische konnten machen, was wir wollten, weil es keine andere Jugendarbeit im Gemeindehaus gab. Das Auftreten einer neuen Jugenddiakonin hat einiges durcheinandergebracht. Meine damalige Freundin war bereits Mitglied in der GESCHWISTERSCHAFT Koinonia.

Der älteste Konvent der Kommunität liegt in Hermannsburg, einem Dorf nördlich von Celle. Ich war oft in der Kommunität zu Besuch und habe mich gefragt, ob ich in solch einer Kommunität ebenfalls zu Hause sein könnte.

Das klassische Pfarrhaus war nicht mein Lebensweg, das wusste ich. Aber meinen persönlichen Glaubensweg kannte ich noch nicht. Ich wusste auch, dass ich nicht in die Koinonia eintreten wollte, nur weil meine damalige Freundin und jetzige Frau dort bereits

Mitglied war. 2005 bin ich dennoch in die Geschwisterschaft eingetreten. Wir sind zusammengezogen und begannen uns zu fragen, ob wir in die Kommunität eintreten möchten. Diese Diskussion ging recht schnell. Eine Postulatszeit und ein Noviziat gibt es dort ebenfalls. Beim Postulat, 6 Monate, behält man noch seine alte Wohnung und setzt sich mit dem Leben in der Kommunität und ihrer Geschichte auseinander. Mit Beginn des Noviziats zieht man in ein Kommunitätskonvent ein. Arbeitseinkommen werden in die Kommunitätskasse eingezahlt, denn wir leben in Gütergemeinschaft. Ende 2006 haben wir das Postulat begonnen und 2007 sind wir in den Konvent in Hermannsburg eingezogen. Das Noviziat dauert zwei Jahre, von dem nun ein Jahr um ist.

Was ist der Unterschied zwischen KOMMUNITÄT und GESCHWISTERSCHAFT?

Beide haben eine gemeinsame geistliche Ordnung. Sie unterscheiden sich aber durch die Lebensumstände. Die Mitglieder der Geschwisterschaft leben über ganz Deutschland verteilt. Die Kommunität lebt in Gütergemeinschaft in einem gemeinsamen Haus. Alle gehen normalen Berufen nach. Es gibt auch eine Kommunität, die in Ehelosigkeit lebt. Ehe und Familie kommen zwar nach der Kommunität, aber wir schließen es nicht aus. Oft sind Ehe und Familie schwierige Punkte im Zusammenleben, weil diese nicht wichtiger als das Zusammenleben in der Kommunität sein sollen. Bei Eintritt wird ein Gelübde abgelegt. Wir versprechen ein Leben nach unserer geistlichen Ordnung.

Insgesamt gibt es in drei Häuser in Deutschland und eines in Südafrika. In Hermannsburg leben drei Paare und eine Einzelperson zusammen und auch ein Kind wird demnächst kommen.

Historischer Abriss und Größe

Die Kommunität hat 25 Mitglieder in vier Häusern. Die gesamte Koinonia hat 120 Mitglieder. Es gibt die Koinonia seit Anfang 1978, aber die Diskussionen, die zu ihrer Gründung führten, begannen bereits um 1968. Sie gehen auf Olav Hansen, Lehrer am Missionsseminar Hermannsburg, zurück. Die damalige KOINONIA spaltete sich auf. Heute gibt es

- die KOINONIA, in der ich Mitglied bin
- den EPIPHANIASKREIS (in der eigenen Wohnung nach geistiger Ordnung lebend)
- und das KLOSTER RIECHENBERG, das aus der Ursprungsbewegung in Hermannsburg entstand.

1984 hat sich ein studentischer Bund, der C-BUND, in die GESCHWISTERSCHAFT KOINONIA umgegründet. Die Geschwisterschaft ist eine eigenständig Organisation.

Es gibt für alle Kommunitäten sogenannte Terziärkreise, Menschen, die in ihrem Lebenskontext leben, aber unserer Ordnung folgen.

Die Geistliche Ordnung für das Leben in der Koininia

<http://www.koinonia-online.de>

1. Die **tägliche Evangelienlesung** soll unseren Weg in der Nachfolge Jesu prägen.
2. In der **biblischen Betrachtung verweilen wir in der Stille** und suchen Gott in allen Dingen zu entdecken.

3. Die **jährliche Einkehr** dient einer gründlichen geistlichen Besinnung auf Jesus Christus, unsere Mitte.
4. Unsere Gemeinschaft mit Christus verwirklicht sich immer wieder in der **konkreten Gemeinschaft mit den Geschwistern und in der Kirchengemeinde vor Ort**.
5. In der Nachfolge Jesu suchen wir einen **Lebensstil, der gekennzeichnet ist durch Einfachheit und Konzentration**.
6. In der Koinonia können wir Trost und Geborgenheit finden; wir sind auch bereit, Rat und Ermahnung zu empfangen (1. Thessalonicher 4, 18 und 5, 11). Für diesen seelsorgerlichen Dienst ist uns in besonderer Weise ein **geistlicher Begleiter / geistliche Begleiterin** an die Seite gestellt. Zu ihm / ihr können wir jederzeit mit Allem kommen.

Wer leitet die Koinonia?

Es gibt einen geistlichen Leiter der Gesamtgemeinschaft, der alle 10 Jahre gewählt wird. Er hat einen Stellvertreter. Zudem wird für jedes Haus alle vier Jahre ein Hausleiter gewählt. Diese bilden eine Hausleiterrunde, die im wesentlichen organisatorisch tätig ist.

In der Geschwisterschaft gibt es ebenfalls zwei Leiter, die gemeinsam mit den beiden Leitern der Kommunität den gemeinsamen Leitungskreis bilden.

Wer prägt(e) die Koinonia?

In Hermannsburg gab es viele prägende Menschen. Olav Hansen als Leiter des Missionsseminar. Klaus Vollmer und Reinhard Deichgräber sind weitere Menschen, die Begeisterte für ihre Ideen gewonnen haben. Klaus Vollmer hat die sogenannte GRUPPE 153 gegründet. Reinhard Deichgräber ist die prägende Persönlichkeit im EPIPHANIASKREIS. Die Koinonia ist wahrscheinlich die einzige noch wachsende Gemeinschaft dieser ganzen Gruppen.

Es gibt in der EKD einen für Kommunitäten zuständigen Bischof, der uns betreut. Wir berichten der EKD Landeskirchen Hannover regelmäßig über unsere Aktivitäten. Wir sind aber keine eigenständige landeskirchliche Gemeinschaft.

Der Tagesablauf im Kloster und in der Kommunität

Tagesablauf im Kloster Nütschau

Was unser Leben ausmacht, lässt sich im Rhythmus des Tages erkennen, der geprägt ist von der Kurzform der Benediktinerregel „ora et labora“.

Zusammen mit den Gästen versammeln wir uns in der Klosterkirche zum Morgengebet. Wir beginnen um 6:30 Uhr mit der VIGIL. Gemeinsam singen und beten wir Psalmen, um dann eine Lesung zu hören. In der anschließenden Stille suchen wir das Gehörte zu verinnerlichen.

Um 7:00 Uhr singen wir die LAUDES. Das Erwachen der Natur am Morgen erinnert uns an die Aufstehung des Herrn, den wir in der aufgehenden Sonne begrüßen. Anschließend meditiere ich eine halbe Stunde im Oratorium. Dann nehme ich schweigend im Refektorium das Frühstück ein. Es schließt sich dann die Zeit der Arbeit an. In der Sakristei und

Kirche bereite ich alles für den Gottesdienst am Abend vor. Anschließend gehe ich auf mein Zimmer, wo ich mich mit der Bibel oder Weiterbildung befasse.

Um 11:45 Uhr unterbricht das Mittagsgesebet die Arbeit. Danach ist gemeinsames Mittagessen, das schweigend im Refektorium eingenommen wird. Zu Beginn wird ein Abschnitt aus der heiligen Schrift, dann aus einem aktuellen Buch, oft aus einer Biografie, vorgelesen. An Sonn- und Feiertagen hat das Gespräch seinen Platz. Nach einer Ruhepause ist am Nachmittag wieder Zeit für die Arbeit.

Am frühen Abend um 17:30 Uhr versammeln wir uns wieder mit den Gästen in der Kirche zur VESPER und Eucharistiefeier.

Es schließt sich um 18:30 Uhr die Abendmahlzeit im Refektorium an.

In der abendlichen REKREATION von 20:15 Uhr bis 21:00 Uhr finden wir uns im Kaminraum ein, zu lockerem Gespräch und Austausch.

Ein letztes Mal kommen wir um 21:00 Uhr in der Kirche zusammen, um die KOMPLET zu beten. Nach der Komplet beginnt das nächtliche SILENTIUM, die Zeit des Schweigens und der Nachtruhe.

Tagesablauf in der Kommunität

In den Häusern ist es sehr unterschiedlich. Wie haben viel Berufstätige. In meinem jetzigen Konvent in Göttingen beginnen den Tag zur Zeit um 7.15 Uhr mit einer gemeinsamen Morgenandacht, anschließend ist Frühstück. Es hat sich ergeben, dass wir anschließend alle stille Zeit machen und erst danach unseren Arbeitstag beginnen. Unser Leiter in Göttingen ist Pastor und z.Z. von uns freigestellt für Leiteraufgaben der Kommunität. Auch in Hermannsburg für das Gästehaus und für die Geschwisterschaft gibt es freigestellte Leiter. Diese müssen dann kein Geld in die Gemeinschaftskasse einzahlen und werden aus Rentenversicherungsgründen bei uns angestellt.

Abends gibt es erneut eine Andacht, aber auch die Mahlzeiten wollen wir gemeinsam verbringen. Bei Mittagessen klappt das in Göttingen zur Zeit ganz gut, aber in Heidelberg geht es z.B. gar nicht und in Hermannsburg nur teilweise. Während der Mahlzeiten besprechen wir gemeinsame Sachen, weil wir ja oft tagsüber arbeiten und deshalb unterwegs sind. Abendessen ist um 19.30 Uhr. Dienstags dürfen Gäste zu Besuch zum Abendessen kommen. Am Dienstag machen wir die Andacht um 21 Uhr mit den Gästen, an den anderen Abenden um 21.45 Uhr. Nach der Abendandacht folgt Ruhe und wir sollen nur noch für uns selbst arbeiten. Singen und Musizieren findet während der Andachten statt.

Sonntags feiern wir gemeinsam Abendmahl, sofern unser Hausleiter dabei ist. Wir gehen auch meist alle in den Gemeindegottesdienst. Jedes Haus soll sich eine Gemeinde suchen, zu der das gesamte Haus gehört und die dann von allen aufgesucht wird. Es gibt auch personelle Verknüpfungen zwischen unseren Kommunitäten und den Gemeinden, meist arbeiten wir ehrenamtlich in den Gemeinden mit.

Leben im Kloster und Urlaub

Kommunität Koinonia

Urlaub können wir individuell bzw. mit unserer Familie gestalten. In der Gründergeneration waren Familienurlaube nicht wichtig, was aber zum Teil bei den Kindern der Kommunitätsmitglieder weniger gut ankam. Inzwischen machen die Familien in der Communität in der Regel einen jährlichen Familienurlaub.

Generell möchten wir aber in Gemeinschaft leben. Meine Familie wohnt z.B. über mehrere Etagen verteilt, wir bilden keine „Familienecken“ im Gebäude. Jedes erwachsene Communitätsmitglied hat ein eigenes Zimmer.

Wir haben auch Kontakte aus der Communität hinaus. Zum einen sind das die privaten Kontakte, die jeder für sich hat. Wir sind auch individuell in Vereinen Mitglied, aber nicht als Communität. Doch werden wir auch immer mehr als Institution wahrgenommen werden, Menschen treten mit Fragen nach geistlichem Leben an uns heran.

Benediktinerkloster Nütschau

Wir bekommen drei Wochen Urlaub im Jahr. Der Rahmen sollte bescheiden sein. Die Unterbringung erfolgt in Klöstern oder Schwesterkonventen. Das ist eine ordensübergreifende Absprache zwischen Klöstern und Konventen auf der ganzen Welt. Im Urlaub gestalten wir die Zeit, wie wir möchten. Für einen Familienbesuch am Wochenende muss ich keinen Urlaub nehmen.

Während des Urlaubs muss ich mich nicht am Tagesablauf des dortigen Klosters beteiligen.

Lebensrythmus und Zukunft

Georg

An den Lebensrhythmus habe ich mich mit der Zeit gewöhnen können. Wenn früher vor allem mein Beruf im Vordergrund stand, befasse ich mich heute mit der Heiligen Schrift, Gebet, Meditation, Psalmen und Weiterbildung. Außerdem ist mein Aufgabenbereich die Sakristei und die Klosterkirche.

Ich habe den Eindruck, dass kontemplative Orden mehr Zuwachs haben als die karitativen Orden. Ich erkläre das damit, dass karitative Arbeiten auch außerhalb des Ordens erbraucht werden können.

Wir haben zur Zeit jährlich eine Profess. Die Sehnsucht nach einem kontemplativen Leben scheint also noch wichtig zu sein.

Christian

In der ev. Kirchen gibt es auch eine große Suche nach geistlicher Verbindlichkeit. Diese Verbindlichkeit können Kirchengemeinden nicht bieten. Verbindlichkeiten lösen sich oft auf. Auch eine Familie ist kein so verlässliches System wie früher mehr.

Die lebenslange Entscheidung andererseits fällt natürlich sehr schwer, was sicher auch mit einer gesellschaftlichen Tendenz zum Kurzlebigen zusammenhängt. Selbst mir selbst fällt es nicht alles leicht, obwohl ich nach einer solchen Gemeinschaft ja gesucht habe.

Wann fühlt man sich berufen, in eine geistliche Gemeinschaft zu gehen?

Christian

Man nähert sich Gemeinschaftsformen an, in dem man sich z.B. in einer WG oder in Gruppen wohl fühlt. Dann stellt man fest, dass man auch nach einer geistlichen Dimension der Gruppe sucht, was eine neue Stufe darstellt. Möchte ich nur meinen Alltag oder auch mein geistliches Leben mit Anderen teilen? Genügt eine sich regelmäßig treffende Gruppe oder will ich mit einer Gruppe gemeinsam leben, die sich als geistlich gemeinsame Runde betrachtet?

Natürlich gibt es auch Konflikte. Wir halten es für wichtig, dass Konflikte angesprochen werden. Dinge müssen angesprochen sind, wenn sie einem auffallen oder sie einen stören. Finanzielle Fragen der Gütergemeinschaft sind zwar häufig, aber nicht so wichtig. Was ich tue, muss begründet werden, etwas „einfach so“ zu tun, weil ich es „richtig“ finde, reicht als Begründung nicht aus.

Fragen der Teilnehmer

Ist das Kloster eine Flucht vor dem Alltag in eine heile Welt, in der du abgeschottet lebst? Es findet bei den Benediktinern so wenig Hilfe an die Außenwelt statt. (Georg)

Wenn wir uns von der Welt und ihrer Lebensart abkehren, dann ist damit keine Weltflucht im negativen Sinne gemeint. Wenn wir ins Kloster gehen, hat das eine tiefergreifende Bedeutung. Diese „Flucht“ hat ein Ziel: Ich fühle mich von ihm (Jesus Christus) angezogen und möchte die Bedingungen und die Radikalität dieser Nachfolge kennenlernen. Ich möchte durch meinen Eintritt ins Kloster deutlich machen, dass ich mir den Glauben an Jesus Christus etwas kosten lasse, dass ich ganz hinter dem stehe. Ich möchte deutlich machen was ich zu verkünden habe und dass mein Mönchsein alles andere ist als ein zufällig gewählter Job.

Zu den vorrangigen Aufgaben der Mönche in Nütschau gehört die Aufnahme von Gruppen im Begegnungshaus und im Jugendhaus sowie die Begleitung von Einzelgästen. Wir begreifen unsere Arbeit in starkem Maße als eine Form der Gastfreundschaft, als ein Teilnehmenlassen an unserem Leben, an unserem Gebet und an unserer Gemeinschaftserfahrung. Das bedeutet, dass wir auch die Fragen und Nöte der Menschen an uns heranlassen. Viele unserer Gäste gehören auch anderen Kirchen an, z.B. der evangelisch-lutherischen Kirche. Viele Menschen kommen auch zu uns, die den Kontakt mit Kirche und Gemeinde vollständig verloren haben und im Kloster einen neuen Anfang suchen.

Umgang mit Geld (Georg)

Sobald junge Menschen in das Kloster eintreten, geben sie das Recht auf persönliches Eigentum auf. Gebrauchsartikel wie Seife, Zahncreme, Papier usw. können sie sich anschließend aus einem Vorratsschrank im Kloster nehmen. Einmal wöchentlich kauft ein Bruder den Bedarf für alle ein. Benötigt ein Mönch eine neue Hose oder Schuhe, muss er den CELLERAR um Geld bitten. Der CELLERAR ist für die Verwaltung der Finanzen des Klosters zuständig. Der Mönch kann sich die entsprechenden Dinge dann in der Stadt besorgen, hat das Restgeld aber wieder zurückzugeben.

Geht das Familienleben in der Community verloren? (Christian)

Bei der Gründergeneration spielte Familie kaum eine Rolle. Welcher Familie ein Kind gehörte, war nicht so wichtig. Das ist in den vergangenen Jahren aber wichtiger geworden, so gibt es beispielsweise nun den jährlichen Familienurlaub. An der Wohnsituation muss ich die Familie nicht erkennen, wohl aber an Zeiten, die für meine Familie reserviert sind.

Inzwischen sind die Kinder der Gründergeneration in meinem Alter. Diese bewerten die aufgelöste Familie ganz unterschiedlich. Einige vermissten z.B. Mahlzeiten mit den Eltern, andere schätzten das Kinderabendbrot mehr als das Essen mit der Familie. Als Kind führte man früher ein „öffentliches Leben“, weil neben den Eltern auch andere Communitymitglieder an der Erziehung beteiligt waren.

Wir legen fest, dass Kinder nicht automatisch Communitymitglieder sind. Von den bisher in einer Community aufgewachsenen Kindern ist beispielsweise keines später Communitymitglied geworden. Eine christliche Erziehung ist allerdings selbstverständlich und viele bewegen sich noch heute in einem christlichen Kontext.

Es ist eine Herausforderung an die Eltern und auch an die Gemeinschaft. Ich habe bereits eine Community mit Kindern erlebt, wenngleich es nicht meine eigenen waren. Dort ging es hoch her. Man muss Kompromisse machen, um weiterhin das Gespräch zwischen Erwachsenen ermöglichen, z.B. durch Kindermahlzeiten.

Wie kann man ausscheiden, nachdem das Gelübde/Versprechen abgelegt ist?**Georg**

Es kann sein, dass ein Bruder eigenmächtig das Kloster verlässt und später wieder zurückkehren will. Dann wird er wieder aufgenommen. Wenn er wieder austritt, wird er noch ein zweites Mal in dieser Weise wieder aufgenommen. Er muss aber wissen, dass es nach dem dritten Verlassen des Klosters für ihn keine Rückkehr mehr gibt.

Manchmal entwickelt sich bei den Menschen der Mut zum Wankelmut. Manchmal verlassen sie dann den Weg, auf dem sie erst mutig gegangen waren. Benedikt meint, man solle solche Menschen helfen, d.h. sie annehmen, fördern und neu herausfordern. Manchmal hilft es, Boden unter die Füße zu bekommen und neue Schritte zu tun.

Christian

Das Procedere ist ähnlich wie bei Georg. Die Häufigkeit des Aus- und Wiedereintritts ist nicht festgelegt, allerdings ist auch noch kein Austritt vorgekommen. Beim Leben in Gütergemeinschaft ist es schwierig, zu regeln, was man am Ende mitnehmen kann.

Die Ev. Community Koinonia wurde 29 Jahre alt

Wolfgang Kubik (aus der *CommunityCorrespondenz*, 2006)

Teil 1 (Februar 2006)

Die Community mit Konventen in Hermannsburg (1976), Göttingen (1993), Heidelberg (1998) und Mmabatho/Südafrika (2001) wurde am 1. Advent 29 Jahre alt. Was ist und was will die Community in der Kirche und für die Kirche? Eine Selbstdarstellung.

Eine „Community“ ist, wenn Christen und Christinnen dauerhaft zusammen leben, um dem Glauben eine Gestalt zu geben, und wenn der Grund ihres Zusammenlebens für sie eine geistliche Berufung ist. Luthers Rede von solchen, „die mit Ernst Christen sein wollen“, passt gut auf Communities. Sie sind inzwischen auch im Protestantismus ein Markenzeichen. Das „Wollen“, von dem Luther spricht, ist etwas Neuzeitliches: Wer etwas will, hat sich zehnmal überlegt, ob er's nicht ebenso gut bleiben lassen könnte. Ein modernes Leben lang werden wir stimuliert, Optionen zum freien Wählen zu erweitern und offen zu halten. Der Eintritt in eine Community macht diesem „freien Willen“ ein freiwilliges Ende. Ein inneres Müssen hat gesiegt.

Auf einmal entstanden evangelische Communities

„Koinonia“ (griechisch „Gemeinschaft“) ist aus bestimmtem Grunde unser Eigenname. Unsere Community entstand, weil Mitglieder Bibelarbeits-gewohnter Jugendgruppen nach ihrer Jugendzeit nicht weniger, sondern mehr Verbindlichkeit im Christsein suchten. Die Kunde von evangelischen Communities im Süden machte die Runde in norddeutschen Kleinstädten. Gemeinsames Leben zog an, der Zölibat nicht. Zwei Ehepaare blieben von mehreren Interessenten nach vielen Vorgesprächen übrig und begannen 1976 in Hermannsburg das gemeinsame Leben. An skeptischen Kommentaren fehlte es nicht: „Ich gebe Ihnen höchstens ein Jahr mit Ihrer Kommune.“ Am ersten Advent dieses Jahres wollen wir mit inzwischen 23 Mitgliedern Gott für 29 spannende Jahre danken, die in unseren inzwischen vier Konventen in Hermannsburg, Göttingen, Heidelberg und Mmabatho bzw. Mafikeng wie im Fluge vergingen.

Geistliche Gemeinschaft bedeutet nicht nur Geselligkeit oder car-sharing. Sie ist mehr als psychische oder soziale Geborgenheitssehnsucht, mehr als Sympathie oder Stärke durch Geschlossenheit. Gemeinschaft ist ein Wunder. In ihm spiegelt sich die Dramatik der sog. „Rechtfertigungslehre“ des Paulus wider und bestätigt ihre Aktualität: „Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen (Gemeinschaft) kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will (Gemeinschaft), das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will (Gemeinschaft zerstören), das tue ich“ (Röm 7,18f.). Das Scheitern von Gemeinschaft ist nicht nur sozial bedauerlich, es ist Sünde, denn das Böse siegte. Dies Scheitern ist ein geistliches Problem. Wir müssen uns damit befassen. Als geistliches Problem kann es nicht nur, vielmehr muss es das Thema christlicher Lebensgestaltung und das Thema christlichen Gemeindeaufbaus sein.

Alte Gelübde warten auf Übersetzung

Dass unsere Community gerade jüngeren Christinnen und Christen trotz unauffälligen Lebens verhältnismäßig nahe rücken kann, liegt vielleicht an der evangelischen Übersetzung der klassischen Mönchsgelübde in den Kontext des uns Möglichen und Erwünschten:

Unterschiedliche Lebensformen in Gemeinschaft, Zölibat als „Geweihtheit“ bzw. „Keuschheit als eschatologische Existenz“ kann theologisch bisweilen etwas Gequältes annehmen. Nüchtern betrachtet fällt vor allem das Charisma der größeren Verfügbarkeit für den Dienst in der Kirche ins Auge. In unserer Geistlichen Ordnung heißt es: „Du lebst in der Community mit Familien und einzelnen zusammen. Beide Lebensformen haben ihren eigenen Raum, aber sie sind in die übergreifende Gestalt der Community gestellt und ordnen sich ihr unter.“ Zinzendorfs Brüdergemeinde mit ihren „Chören“ Lediger und Verheirateter hat uns gezeigt, dass auch Ehepaare, wenn sie denn im Ernst ihres Christseins einig sind, sehr wohl für Christus verfügbar sein können! Ehe muss nicht Verfügbarkeit halbieren; sie kann sie verdoppeln! Und wenn es einen Unterschied zwischen der zölibatären und der ehelichen Verfügbarkeit gibt, dann ist er ein gradueller, kein prinzipieller.

Die z.Zt. 15 Kinder unserer 8 Ehepaare sind zwischen 2 und 35 Jahre alt. Die ersten sieben haben die Aufbauphase der Community miterlebt und sind hinausgewachsen. Sie fanden es spannend, außer älteren oder jüngeren Geschwistern noch Gleichaltrige im selben Haus zu erleben. Sie lernten zwischen Privatsachen und gemeinsamen Gütern zu unterscheiden. Sie sahen, wie ihre Eltern Sachen pflegten und auch loslassen konnten. Sie wuchsen ohne TV auf (!) und lernten entsprechend phantasievoller spielen. In der Pubertät fühlten sie sich von den Ledigen in der Community bisweilen besser verstanden als von den Eltern. Von Klassenkameraden auf ihre besonderen Lebensbedingungen angesprochen, wussten sie die Vor- und Nachteile communityären Lebens treffend darzustellen. Community war ihnen nicht peinlich. Sie leiteten Jugendgruppen in der Kirchengemeinde und sangen in der Kantorei. Noch heute ist ihr Zusammenhalt groß. Vor allem aber sind wir dankbar, dass sie mündige Christinnen und Christen geworden sind. Der Lebensform ihrer Eltern scheinen sie relativ große Achtung entgegen zu bringen, ohne darin ihre eigene Berufung zu sehen.

Unterscheidung zwischen Grundsatzfragen und Ermessenfragen

Wie übersetzen wir das Gehorsamsgelübde? Immer wieder werden wir gefragt, wie es bei uns mit Autorität zugeht. Das ist der Ratsversammlung eines Stammes sehr ähnlich, wovon unsere Südafrikamissionare uns berichteten. Was wir davon lernten, mündete in die Geistliche Ordnung: Wir unterscheiden zwischen „Grundsatzfragen“ (z.B. ein Aufnahmeantrag) und „Ermessenfragen“, worunter Finanzielles fällt. Grundsatzfragen erfordern Einmütigkeit und müssen notfalls verschoben werden, bis Einmütigkeit entsteht. Bei ihnen ist der Leiter gehalten, alle Mitglieder zu hören, bevor er auf Grund des Meinungsbildes eine Entscheidung trifft. Bis dahin muss er schweigen! Ermessenfragen dürfen mit Mehrheit entschieden werden, notfalls auch mit knappen (51 gegen 49%), z.B. ob der neue Wagen ein VW oder ein Opel sein soll. Das Gespräch darüber im Hauskonvent oder in größerer Runde des Gesamtkonvents ist bisweilen kontrovers, oft humorig, aber stets geistlich lehrreich.

Geistliche Leitung ist etwas anderes als berufsbegleitende Supervision. Auch ist sie kein Erziehungsverhältnis, das irgendwann hoffentlich zur Ablösung führt. Geistliche Leitung

hilft, ein entscheidungsfreudiges Leben zu führen. Sie ist Begleitung auf einem langen, schönen Weg. Der Leiter muss nachfragen und anerkennen und das Gespräch mit den einzelnen suchen. Die wichtigsten Elemente des Leitens sind Aufmunterung und Trost - etwas, über das niemand hinauswächst.

Nicht arm, aber einfach und gemeinsam

In unserer Geistlichen Ordnung definieren wir Gütergemeinschaft so, dass wir „all unseren Besitz und alle Zeit, unseren Willen und Geist mit unseren Brüdern und Schwestern teilen“. Manche Christinnen und Christen nehmen es Jesus etwas übel, dass er die Versuchung der Macht- und Habgier wesentlich heftiger vor Augen stellte als die der Sexualität. Sie hätten es gern umgekehrt. Jesus entlarvte, man könne nicht Gott und dem Mammon dienen. Übertreibt Jesus? Christliche Gütergemeinschaft ist eine bestimmte Konkretion eines gemeinsamen Vertrauens in Gott. In ihr nimmt eine bestimmte Gestalt an, was als „Kommunismus der Urgemeinde“ nach Apg 2,44 und 4,32 immer wieder eine Herausforderung für Christen war: Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam. Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam.

Unsere 23 Mitglieder bilden eine Wirtschaftseinheit. Die zum Teil sehr unterschiedlichen Einkünfte der drei deutschen Konvente wandern auf ein Konto. Ausgegeben wird das Geld nach dem jeweiligen Bedarf der einzelnen, der Kinder, des Hauskonventes oder der ganzen Gemeinschaft. Bagatellausgaben verantwortet die einzelne Person selber, schreibt sie auf und rechnet wöchentlich mit dem Kassenwart des Hauses ab. Mittelgroße Ausgaben werden im Hauskonvent entschieden. Größere Entscheidungen, z.B. ein Auto auszuwechseln, werden im Gesamtkonvent gefällt. Dazu wird auch das Votum des südafrikanischen Konvents eingeholt. Dessen Mitglieder leben von afrikanischen Vorortgehältern im öffentlichen Dienst als Ärzte, Physiotherapeutin, Erzieherin. Ein Bruder wurde als Arzt für AIDS-Aufklärung beruflich freigestellt. Den Bedarf dieses Missionskonvents gleichen wir von Deutschland aus.

Gütergemeinschaft heißt: Das ist nicht mehr „mein“ Auto, sondern ein Auto „für mich“, nämlich für die Zeit meines Bedarfs und Gebrauchs. So lange „gehört“ es mir, danach wieder nicht. Haben, als hätte man nicht? Jedenfalls ist diese Art Gütergemeinschaft eine ständige, meist unbewusste Einübung in die Einsicht, dass der Christ derlei im Himmel doch nicht brauchen wird. Gütergemeinschaft ist angewandte Eschatologie. Wer etwas braucht, fragt den Leiter des Hauskonvents. Er bekommt Benötigtes und oft auch Unerwartetes. Das Fragen-Müssen erschreckt bisweilen Besucher. Tatsächlich geht es nicht immer leicht über die Lippen. Aber damit erinnern die Mitglieder einander daran, dass die Güter dieser Welt nicht Besitzanspruch sind, sondern Leihgabe. Indem sie sich auf einen (freundlichen) Zuspruch angewiesen machen, üben sie, was es heißt, dass das ganze Leben ein Angewiesen-Sein auf Gottes Güte ist. Nur - wo sonst wird das schon konkret?

Eine interessante Erfahrung machten wir alle anlässlich einer stattlichen Beule im Autokotflügel: Es war dem Bruder richtig peinlich. Er wollte den Schaden wieder gutmachen. Bloß wie? Dank Gütergemeinschaft betraf der Schaden alle. Nun bot er Kompensation an: Rasenmähen, voraussichtlich 3 Stunden. Aber wem gehört denn die Zeit? Sie würde allen fehlen! Die Geistliche Ordnung hierzu: „Das einfache Leben der Community erfährst du, indem du von deiner Zeit nicht mehr sagst, dass sie dir selbst gehört. Suche das Ge-

spräch mit den Geschwistern bei der Einteilung deiner Zeit.“ Was also tun? Antwort: Gar nichts! Die Hausleiterin überzeugte den Bruder, er solle sich die Beule im Auto von den anderen doch einfach „schenken“ lassen! Je elementarer also die Rechtfertigungsbotschaft in Alltagskontingenzen aufleuchtet - umso besser!

Teil 2 (April 2006)

Bedarf ist etwas anderes als „Bedürfnisse“. Bedarf wird gemeinsam ermittelt und zwar im Sinne der Erklärung Luthers zum siebten Gebot („...ihm sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten“). Ein Bedarf ist geschöpftlich evident, Bedürfnisse hingegen werden erst durch Peer-Pressure und Werbung kollektiv geweckt, um dann individuell beansprucht zu werden. Sie tendieren zur Unersättlichkeit. Das Zusammenleben in einer geistlichen Gütergemeinschaft befreit erheblich davon. „Jedem nach seinem Bedarf!“

Die Communität Koinonia entstand noch mitten im Kalten Krieg. Das Thema „Jedem nach seinem Bedarf“ wollten wir nicht dem Kommunismus überlassen, der 1976 noch die halbe Welt beherrschte. Inzwischen hat als Wirtschaftsform der Neoliberalismus gesiegt. Als Christen wollen wir trotz guter lebensfähiger Erfahrungen mit Gütergemeinschaft aber keine volkswirtschaftlichen Belehrungen erteilen. Dennoch ist Kritik angebracht gegenüber dem neoliberalen Dogma, dass immer dann an alle gedacht sei, wenn jeder an sich denkt, und dass allein die Steigerung sinnloser Bedürfnisse die Weltwirtschaft ankurbeln könnte, so dass nebenbei einst auch der elementare Bedarf der Dritten Welt gestillt würde.

Die Communität bejaht Arbeit in weltlichen Berufen. Die meisten Mitglieder arbeiten vollzeitlich außer Haus als Ärztinnen, Lehrerinnen, Chemiker, Unternehmensberater, Ingenieur, kirchliche Presse- und Frauenbeauftragte und als Kirchenmusiker. Einige arbeiten in derlei Berufen teilzeitlich. Sechs Geschwister sind von jeder Erwerbsarbeit freigestellt. Sie können mehr Zeit in die Communität einbringen. Mehr Zeit für die gewachsene Einkehrarbeit, für die Begleitung der Gäste, für den Besuchsdienst. Warum kein völliger Bruch mit der Berufswelt? Die Mitglieder wollen sich nicht von der Lebenswelt ihrer Freunde entfernen. Sie wollen sie verstehen und wie diese „von ihrer Hände Arbeit“ (meist sind es die Köpfe) leben.

Die Arbeit nimmt also in der Communität die meiste Zeit in Anspruch, nicht das Meditieren oder die Liturgie, auch wenn sie uns sehr kostbar sind. Aber durch Freiheiten, die das communautaire Leben schafft, gewinnen wir Zeit für die Stille vor Gott *und* für den Einsatz in Mission und Kirche. Es gibt andere Communitäten, deren Mitglieder sämtlich aus Berufen ausgestiegen sind. Sie erwirtschaften ihren Unterhalt durch Produktion in den eigenen Mauern (Holzspielzeug für behinderte Kinder, ökologische Landprodukte, Kerzen, Töpfereiartikel). Andere leben von sozialen Tätigkeiten oder Einrichtungen, die sie stifteten. Wieder andere von den Einkünften ihrer spirituellen Tagungsarbeit. Einige sind wirklich arm!

Was passiert, wenn ein Mitglied unfreiwillig arbeitslos wird? Verletzend wäre das Gefühl, im Wirtschaftsleben nicht mehr gebraucht zu sein. Gewiss, jeder ist durch die communautaire Gütergemeinschaft abgesichert. Vor allem aber lernten wir zweierlei aus der Benediktinerregel und von Besuchen bei den Hutterern in England:

1. Im communitären Leben wird konkret, dass Gott keinen Menschen überflüssig schuf. Dieser Wert eines Menschen kommt erst in Gemeinschaft recht zum Leuchten. Er bemisst

sich nicht nach dem Ertrag seiner Erwerbsarbeit. Zunächst und vor allem gehört ein Bruder bzw. eine Schwester dazu! Sie werden gebraucht, weil sie da sind, denn:

2. *In einer Communität gibt es immer etwas zu tun.* Arbeit im Haus kann schnell umverteilt werden: Schon lange wartet das Fotoarchiv darauf, geordnet zu werden. Ein Arbeitsloser könnte zudem schnell im anderen Konvent die Geschwister entlasten, wo vielleicht gerade durch Umbauarbeiten oder durch Mutterschaft ein Engpass ist. Niemand wird ausgenutzt, aber jeder wird gebraucht.

Kirchenreform?

Was uns untereinander im Tiefsten verbindet, ist die Freude am Gebet. Es kommt im Alltag vor allem an zwei Stellen zum Tragen: Zum einen ermöglicht die Communität jedem Mitglied täglich eine Zeit der betenden Bibelbetrachtung im eigenen Zimmer. Dazu gehört monatlich ein „Stiller Tag“ und jährlich zusammen mit auswärtigen Teilnehmern eine mehrtägige Einkehrzeit. Dabei stehen wir in der kontemplativen Tradition der Kirche. Zum anderen treffen wir uns allabendlich zu einer ca. halbstündigen Andacht. Sie umfasst eine fortlaufende Auslegung, liturgisches Singen (Psalm, Magnifikat) und eine Gebetsgemeinschaft. Hernach werden kurz Informationen ausgetauscht und Dringlichkeiten des kommenden Tages besprochen. Dies ist unser „pietistisches“ Erbe, das uns wertvoll ist. Ab 22.15 Uhr ist einigermaßen Ruhe im Haus. Um 6.30 Uhr beginnt die kurze Morgenandacht.

Wir arbeiten ehrenamtlich in unserer Kirche. Uns bewegt dabei eine Vision: Die fünf Geschwister unseres südafrikanischen Konventes arbeiten in einer Kirche mit, die außer den schlecht bezahlten Pastoren keine Hauptamtlichen kennt; das missionarische Zeugnis geschieht vorwiegend durch Laien - oder es passiert gar nicht. Wir richten uns darauf ein, dass dies auch für unsere Kirche Zukunft hat. Die Mitglieder der drei deutschen Konvente beteiligen sich z.B. an Hauskreisen, veranstalten Seminare zur Mission, sammeln Suchende zum Betrachtenden Gebet oder bieten viertägige Exerzitien an. Dennoch wird niemand von Aufgaben her definiert. Wir freuen uns über Menschen, die unsere Berufung teilen, aber wir werben nicht Mitglieder, weil wir Planstellen besetzen müssten. „Jeder nach seinen Gaben!“ *Gaben* sind Leihgaben Gottes, die gepflegt werden wollen. Wir versuchen trotz Zeitknappheit, dem Gespräch viel Raum zu geben, und unsere 13.000-bändige Bibliothek ist etwas wie ein Bekenntnis zur geistlichen Bildung.

Kirchliche Sondergemeinschaften wie eine Communität reagieren stets auch auf gesellschaftliche Krisen, heute vor allem auf Individualismus, Vereinsamung, Fragmentierung traditioneller Einheiten. Aber sie reagieren auch auf Krisen der Kirche. Die großen Volkskirchen reagierten auf die nachlassende Bindungsbereitschaft mit liberalen Ermäßigungen von Verbindlichkeit: Man *muss nicht* zum Gottesdienst gehen. Man *braucht nicht* alles zu glauben und mitzumachen. Man *muss nicht* zu seinem Glauben stehen. Das gehört zu dem, was Bischof Wolfgang Huber „Selbstbanalisierung und Selbstsäkularisierung der Kirche“ genannt hat. Unsere evangelische Kirche braucht dagegen ein Netzwerk von christlichen Häusern, die Bindungen bieten. Es gibt zu wenige. Das Haus ist ein Symbol für Geborgenheit, für Heimat. Haus, das sind vertraute Menschen, das ist Zugehörigkeit, ohne sie begründen zu müssen. Eine Communität ist so ein Haus.

Häuser

Häuser sind aber auch Orte, wo Verletzungen vorkommen. Als Mitbewohnerinnen und Mitbewohner laufen wir nicht einfach auseinander, wenn etwas schwierig wird. Häuser schaffen Unausweichlichkeit. Es irritiert viele, dass Häuser zunächst Zumutungen vergrößern. Das ist der Preis fürs Bruder- und Schwester-Sein. Es fällt auf, dass Jesus, als er die Vergebung begründet, plötzlich von „Brüdern“ spricht (Mt 18,15-17). Geschwister sind nämlich Menschen, die selbst bei schlechtester Stimmung Kinder derselben Eltern *bleiben*! Nur in Beziehungen kann Schuld überhaupt erfahren werden. Aber dadurch können Häuser auch zu Orten der Vergebung werden. Vergeben braucht man einander nur, wenn man zusammen bleibt. Wer ohnehin nicht bleiben will, braucht sich kein Herz zu nehmen zur *Bitte* um Verzeihung oder zum *Gewähren* von Verzeihung; er geht weg.

Das Glück aber, das darin liegt, wenn mir jemand sagt: „Gut, dass es dich gibt!“ das macht aus einem Haus, das gestern noch beengend wirkte, eine Heimat: Da sind Menschen, die freuen sich, dass ich einmal kam und nun da bin. Ich wohne in einem Communitythaus mit anderen Christinnen und Christen. Seine Bausubstanz entspricht bestimmt nicht den Isolationsvorschriften irgendwelcher DIN- oder Europa-Normen. Ich freue mich, wenn eine Diele knarrt, wenn Kindergeschrei zu hören ist, wenn jemand hereinschaut. Wenn ich allein sein möchte, schalte ich das Telefon ab und hefte vorübergehend einen entsprechenden Zettel an meine Zimmertür. Aber allzu dick isolierte Wände fände ich unmenschlich.

Belebte Häuser laden zum *Bleiben* ein. In ihnen geht es um ein *Sein*. „*Sein zu dürfen*“ heißt, dass man sein Da-Sein nicht zu rechtfertigen braucht. Lebendige Häuser sind Räume *gelebter*, nicht bloß *gelehrter* Rechtfertigung – aus Gottes Zustimmung, dass ich sein Kind *bin*, und dies nicht erst wegen meiner Leistungen. In unseren Häusern sind Gäste um ihrer *Person*, nicht um ihrer *Leistungen* willen willkommen. Zur Gastfreundschaft braucht es eine Wohnung, ein Haus – und viel Zeit. Auf einer Rolltreppe können wir zwar *hilfsbereit* sein – sogar möglichst schnell, aber nur in Häusern können wir ausgedehnt *gastfreundlich* sein.

Das Leben in Communities ist eine sehr *spezielle* Weise, dem Glauben Gestalt zu geben. Sie gehört nicht zur *allgemeinen* Berufung von Christinnen und Christen wie Taufe, Abendmahl und – was oft vernachlässigt wird – wie Versammlung. Aber nicht selten führt die Begegnung mit einer Community dazu, der Gestaltlosigkeit des eigenen Glaubens überhaupt erst inne zu werden. Ein Besucher: „Damit dies klar ist: Hier trete ich nicht ein!“ An dieser ungefragten Positionsangabe wurde deutlich, dass unsere recht offene evangelische Community ohne Kapelle, Klausur und Kutten den Besucher vielleicht sogar viel heftiger zur Auseinandersetzung mit der Frage nötigt: Wie lebe *ich* eigentlich mein Christsein?

Festivalisierung des Glaubens?

Eventkultur und Glaubenskommunikation

Moderation: Grischa Roosen-Runge

Gast

Michael Freitag

Teilnehmer (8)

Ulf, Grischa, Bernd, Stefan, samoth, Georg, Klaus, schwede

Skript (außer Kurzbeschreibung)

Michael Freitag

Kurzbeschreibung

Die große Öffentlichkeit auf dem Kirchentag in Köln hatten nicht Gottesdienste oder Andachten, sondern die beleuchtete Deutzer Brücke, der Nobelpreisträger Mohammad Yunus oder die Band Wise Guys. Für viele Teilnehmer war das dabei sein alles: kulturell und sozial viel los – aber religiös?

Es stellt sich die Frage, welchen Anteil der Glauben an christlichen Großveranstaltungen heute hat? Kirchentagshype hier, Eventgottesdienst dort – gibt es eine Entwicklung zu einer Eventisierung oder Festivalisierung des Glaubens? Man spricht in der Forschung von Hybridevents die ein doppeltes Interesse besitzen: Bei dem Kirchentag sind dies der Glaube auf der einen und soziale, kulturelle und andere Interessen auf der anderen Seite. Sind sie ausgewogen? In welche Richtung schlagen sie aus? Welche Vor- und Nachteile ergeben sich aus solchen Events? Was gibt es für Alternativen den Glauben zu entdecken und zu verkünden?

Die AEJ richtet dieses Jahr zwei große christliche Jugendfestivals aus: Das Christival in Bremen über Himmelfahrt und das EVA in Dresden an der Frauenkirche über Pfingsten. Direkt vom Festival aus Bremen mit neuesten Eindrücken im Gepäck wird Michael Freitag von der AEJ zu uns kommen. Er wird uns in Überlegungen zum Thema einführen und dann mit uns diskutieren.

O. Die Situation/Ausgangspunkte

In diesem Jahr finden im Bereich der aej bzw. der Evangelischen Jugend in Deutschland eine Vielzahl von Festivals und groß angelegten Jugendtreffen statt – also *Events des Glaubens*: u.a. das *Christival* in Bremen (16.000 Dauergäste), das *Evangelische Jugendtreffen (EVA)* in Dresden (2.300 Dauergäste); das *Weltjugendtreffen der Baptisten/GJW* in Leipzig (6.000 Dauergäste), der *Jugendkirchentag* der Evangelischen Jugend in Hessen-Nassau (ca. 3.000 Dauergäste); die *Pfingstlager und -treffen* der unterschiedlichen Pfadfinderorganisationen im evangelischen Beritt; *Landesjugendcamps* in der Evangelischen Jugend der Landeskirche Hannover (2.000 bis 3.000 Dauergäste) und in weiteren Landeskirchen; das *Welttreffen der CVJM* in Tschechien und, und, und.... und natürlich die „Hofakademie“ der CPD in Birkenfelde.

Evangelische Jugendarbeit scheint in diesen Mai- und Sommerzeiten 2008 vornehmlich aus Großveranstaltungen, Events, Festivals.....zu bestehen.

Und auch, wenn sich gerade in diesem Jahr die Events häufen: Es verdichtet sich darin ja nur ein Trend: Gewiss gab es Jugend-Festivals und große Jugendtreffen schon „immer“, jedenfalls seit es so etwas wie eine bewusste Jugendphase und (kirchliche) Jugendarbeit gibt. Und Feste als große Treffen mit „Event-Charakter“ gehören offenbar zur menschlichen Kultur, seit es Kultur-Zeugnisse gibt – und zur biblischen, jüdisch-christlichen Tradition allzumal.

Ganz offensichtlich „befriedigen“ sie menschliche - psychologisch, sozialpsychologisch, soziologisch erfassbare - Bedürfnisse.

Offenbar nehmen aber die Events, die Festivals insgesamt zu.

Haben wir eine **Festivalisierung des Glaubens** und der Jugendarbeit? Eine verstärkte **Eventkultur**?

Beeinträchtigt das die „normale“, in Gruppenarbeit und Projektarbeit strukturierte und agierende Jugendarbeit? Geht es auf ihre Kosten und zu ihren Lasten?

Welchen Sinn macht die Eventisierung – und welche Tücken und Fallen liegen darin ganz „offensichtlich verborgen“?

Dem möchte ich nachgehen.

Ich werde in einem zweiten Hauptteil vom Sinn und von den Chancen von Events in der Evangelischen (christlichen) Jugendarbeit reden, in einem dritten Hauptteil von den „Eventfallen“. Im ersten Hauptteil möchte ich allerdings zunächst die mit der Eventkultur verbundene *Ästhetisierung des Glaubens/von Religion* thematisieren und in ein Gesamtkonzept von menschlichen Zugängen zur Wirklichkeit und damit auch zu Glauben, Religion, Kirche einzeichnen.

I. Die vier „Rationalitäten“ des Weltzuganges und die Ästhetisierung des Glaubens

Ich gehe (u.a. mit Hans Hobelsberger in: Experiment Jugendkirche, Event und Spiritualität sowie Gert Otto/Gunter Otto, Ästhetisches Lernen, Ästhetische Erziehung in: Lexikon der Religionspädagogik) aus anthropologischer Sicht von vier sogenannten „Rationalitäten“ bzw. Modi des Weltzuganges von Menschen, also auch von jungen Menschen, aus:

1. Der theoretisch-systematische Modus
2. Der praktische Modus
3. Der komunitäre Modus
4. Der ästhetische Modus

Gemeint sind mit diesen „Rationalitäten bzw. Modi“ die Vernunftdimensionen, die „Arten und Weisen“, wie Menschen Zugänge zur Welt in ihrer Gesamtheit finden, wie sie sich mit der Welt und ihrem Leben darin auseinandersetzen, wie sie „Kontingenzen“ (also das, was im Leben eben mehr oder weniger „zufällig“ eben geschieht) bearbeiten, wie sie Sinn suchen und finden, wie sie „Leben“ begreifen und gestalten.....

(„Rationalitäten“ meinen also in diesem Zusammenhang nicht etwas „Begrifflich-Theoretisches“ – wie sonst oft richtigerweise – sondern „alle Formen gehaltvoller (sinniger) Auseinandersetzung mit der Welt und sich selbst“.)

In diesen vier Modi/Vernunft-Dimensionen gewinnen Menschen selbstverständlich auch Zugänge zu Glauben und Religion:

- Mit diesen „Rationalitäten“ nehmen sie Glauben wahr, erfahren und erleben ihn;
- damit praktizieren sie Glauben und bringen ihn zum „Leben“;
- damit symbolisieren sie Glauben, bringen ihn „ins Zeichen“ und zur Darstellung;
- damit kommunizieren sie Glauben und Religion.

1. Modus: Die theoretisch-systematische Rationalität

In dieser Zugangsform zur Wirklichkeit werden die Welt, das Ich, die Existenz begrifflich erfasst und beschrieben. Wirklichkeit soll reflektiert und verstanden werden und wenn möglich in eine konsistente, systematische und plausible Theorie gefasst werden.

Auf Religion bzw. den (christlichen) Glauben als Teil von Wirklichkeit bezogen:

Der Glaube und sein Gehalt soll verstanden werden. Aus Sicht der Dimensionsforschung im Bereich von Religion handelt es sich dabei um die „intellektuelle Dimension“ von Religion.

Im einzelnen kann das heißen:

- Der Glaube und sein Inhalt soll in sich logisch und konsistent sein
- Der Glaube soll durch Anschlusslogiken mit der übrigen Welt und ihrer Wirklichkeit sinnvoll verknüpft sein
- Glaube und Religion soll sich im (Alltags-)Leben als plausibel und sinnvoll erweisen
- Glaube soll nachvollziehbar und verständlich kommunizierbar sein
- Glaube und sein Inhalt soll gar, soweit dies im Bereich von Glauben und Religion überhaupt geht, überprüfbar sein.

Auf die Jugendarbeit gewendet: Es geht darum, dass Jugendliche ihren Glauben verstehen und kritisch reflektieren. Gerade in der sogenannten „individuierend-reflektierenden Phase“ der Entwicklung ist dies ein wesentliches Teil von subjektiver Aneignung des Glaubens und von religiösen (Selbst-)Bildungsprozessen.

2. Modus: Die praktische Rationalität

Dieser Modus des Zuganges zur Wirklichkeit bezieht sich auf das Handeln: Die Welt soll gestaltet und sinnvoll verändert werden. Alle Formen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Handelns, aber auch individualetische Handlungsweisen stehen in diesem Zusammenhang.

Auf Religion und Glaube bezogen: Religion bzw. Glaube haben immer den Impetus, die Welt und die Umwelt in all ihren Bezügen aus Sicht des jeweiligen Glaubens zu gestalten. „Gott“ – nicht nur in jüdisch-christlichen Kontexten – „ist der Herr der Welt“. Das hat Handlungskonsequenzen „für die Seinen“: im sozialetischen genauso wie im individual-ethischen Bereich.

3. Modus: Die kommunitive Rationalität

Menschen sind soziale Wesen, die in Zugehörigkeiten und Abhängigkeiten leben (historisch, gesellschaftlich, ethnisch, biografisch, familiär....) und die sich an (bestimmten) anderen Menschen orientieren: A ihren Vorbildern, an den *significant others* (wesentlichen Bezugspersonen), an peer groups und Szenemitgliedern beispielsweise.

Solche Zugehörigkeits- und Bezugssysteme können kleine Gemeinschaftsformen sein wie die Familie, die Schulklasse, die Jugendgruppe, die peer group....

Bezugssysteme können auch Groß-Gemeinschaften sein wie das Geschlecht, das Volk/die Nation, die soziale Schichtung („Klasse“), ideologische Gemeinschaften – und eben auch Religionen.

Auf Glaube und Religion gewendet: Christlicher Glaube realisiert sich (bis auf wenige „Einsiedler“) immer in solch kommunitiven Bezügen. (Natürlich gibt es viele Menschen, die behaupten: ich glaube für mich alleine privat: Aber ob das auf Dauer tragfähig ist? Ich meine nein).

Zu diesen kommunitiven Bezügen gehört selbstverständlich die „Gemeinde“ vor Ort mit ihren gemeinschaftlichen Elementen. Jugendgruppen, Pfadfindergruppen etc. sind genau genommen solche Explikate von Gemeinde für eine bestimmte Altersgruppe.

Aber auch die weltweite Kirche Jesu Christi, der man/frau sich zugehörig weiß und fühlt – der sichtbaren Kirche (realisiert durch Veranstaltungen und Treffen) und der unsichtbaren Kirche, die sich dadurch realisiert, dass man/frau sich anderen im Glauben bzw. in Jesus Christus verbunden weiß – symbolisiert z.B. durch das gemeinsame Glaubensbekenntnis, im Abendmahl, im Gebet.

In einer verdichteten Form realisiert sich dieser kommunitive Aspekt in Lebensgemeinschaften wie Kommunitäten und Klöstern – aber auch in Lebensgemeinschaften auf Zeit wie auf Freizeiten oder wie z.B. hier auf dem Hof in Birkenfelde. Auch Hauskreise o.ä. bilden dies ab – oder sog. (geistliche) „Zweierpartnerschaften“, in denen ein Teil des Lebens geteilt und füreinander gebetet wird.

Je intensiver solch eine kommunitive Lebensweise praktiziert wird, desto größer kann die religiöse Dichte und die gelebte Glaubensintensität sein mit ihren positiven Folgen von Glaubensstabilisierung und Geborgenheitsintensität beispielsweise.

Auf jeden Fall und in welcher Dichte auch immer er gelebt wird, bringt dieser kommunitive Aspekt von Religion aus Sicht des Glaubens positive Folgen:

- Austausch und Kommunikation über den (eigenen) Glauben und das Leben
- Gemeinsame Spiritualität und damit Verdichtung von Spiritualitätserfahrung: Den anderen nahe zu kommen und gemeinsam sich selbst und Gott nahe zu kommen verstärkt die Intensität und die Extensität von Glauben(erfahrungen)
- Gegenseitige Stabilisierung im Glauben durch Begleitung, Stärkung und Unterstützung
- Gegenseitiges lernen voneinander
- Gegenseitige Orientierungshilfen
- Das gegenseitige Öffnen und Vermitteln von Erfahrungszugängen
- Gemeinsame Reflexion des Glaubens aus unterschiedlichen Perspektiven

Bonhoeffer: „Christus ist immer im Bruder am nächsten“.

4. Modus: Die ästhetische Rationalität

In diesem Zusammenhang geht es um die sinnliche, erfahrungsorientierte, kreative und symbolische Darstellung, Wahrnehmung und Erfahrung von Welt und Existenz.

Dieser Zugang zur Realität wird gegenwärtig zunehmend bedeutungsvoll: Gerade Jugendliche (aber nicht nur) sind auf solche Zugangsweisen zur Realität geprägt (u.a. medial) und damit auch für entsprechende Realitätskonstruktionen (Vgl. die Reifikation von „Brunetti“ in Venedig).

„Ästhetisch“ ist hier nicht primär in einem „bürgerlichen“ puristischen Sinne gemeint – etwa im Sinne von „fein“, „adrett“, sauber oder gar hochkulturell – auch ein proll-hafter Zugang zur Realität hat seine eigene Ästhetik – wie jede Jugendkultur auch.

Gewiss meint „Ästhetik“ (griech. „Wahrnehmung“) in philosophischer Nomenklatur die Wissenschaft, die sich mit dem (Kunst- und Natur-)Schönen befasst (Bsp. G.F.W.Hegels Ästhetik) bzw. meint Ästhetik den Wirklichkeitszugang, der auf das „Schöne“ ausgerichtet ist.

Aber schon der griech. Begriff „Wahrnehmung“ deutet ja an, dass es im Grunde einfach um einen Wirklichkeitszugang geht, der eben nicht begrifflich-intellektuell und auch nicht praktisch-gestaltend ist, sondern eben „wahrnehmend“ – mit allen Sinnen: sich auf etwas einlassen, „einschwingen“ – etwas erleben und erfahren – sinnlich und emotional – und dabei „mitgerissen“ und hineingenommen werden.

Ein ästhetischer Weltzugang ist darum nicht distanziert-räsonnierend, sondern undistanziert-ergreifend – sinnlich und das „Herz“ ergreifend.

Ästhetik hat es darum mit allen Sinnen zu tun: Mit Worten, Tönen und Musik (Hören), mit Bildern und Ereignissen (Sehen), mit Körpern und Körperlichkeit (Fühlen, Tasten, Spüren), mit Inkorporationen wie Essen und Trinken (Schmecken), mit Düften und Gerüchen (Riechen) zu tun – mit akustischen, optischen, haptischen und olfaktorischen Reizen.

Ästhetik ist sinnlich und ist lustvoll (vgl. Kant: „lustvolle Anschauung“) – und ein ästhetischer Weltzugang soll „Wohlgefallen“ („es gefällt mir“, „ich fühle mich wohl“) und „Lust“ („Lust daran zu leben“) erzeugen – „harmonische Einfügung ins Leben“ (Kant).

Kein Wunder, dass „Ästhetik“ seit alters her mit dem „Schönen“ (Guten) verknüpft wird.

Sinnlichkeit – Lust – Harmonie – Gefühlserregung – Schönheit - - - das Problem scheint zu sein, dass solch ein „harmonischer“ Begriff von Schönheit für Jugendkulturen nicht unbedingt gilt: sinnlich – lustvoll – gefühlserregend können auch scheinbar sehr „hässliche“ Kulturformen und Lebensäußerungen sein: In jugendkulturellen Musikstilen (ist Rap oder Black metal „schön“?), in bildender Kunst, in Körperverunstaltungen, Frisuren, Kleidung....sie können Ausdruck jugendlichen Lebensgefühls, von Protest, Zorn und Trauer, Langeweile oder Hass sein – es muss nicht „schön“ sein, soll vielleicht auch gerade nicht schön sein – ist aber trotzdem „Ästhetik“.

Auf den Glauben und Religion gewendet:

Religion hat mit dem „Schönen“ zu tun, sie kann geradezu ein Weg zum Schönen sein:

„Das Irdisch Schöne erinnert die Seele an die göttliche Sphäre, in der sie in ihrer irdischen Existenz das reine Urbild schaut und erahnt“ meinen griechische Philosophen.“

„Im Irdisch Schönen (also Ästhetischen) fühlen wir uns beflügelt, dem himmlischen Zustand wieder nahe zu kommen“ (so Plato, einer von ihnen).

Ästhetik wäre damit ein Wirklichkeitszugang, der ein Stück weit „die Tür zum Himmel öffnet“.

Biblische Texte drücken das auf ihre Weise aus: Wenn die „Herrlichkeit Gottes“ besungen und gepriesen wird, ist es die herrliche Schönheit Gottes, die gemeint ist.

Neutestamentlich bringt es die Geschichte von der sogenannten „Verklärung auf dem Berg“ (Mk 9 parr) auf den Punkt: Jesus erscheint von der Herrlichkeit Gottes durchleuchtet, verklärt – und seine Jünger reagieren entsprechend: „Hier ist es gut, hier ist es schön. Hier wollen wir auf ewig bleiben“. Die sinnliche Erfahrung Gottes ist offenbar schön. Die Schönheit Gottes und religiöser Erfahrung Gottes produziert offenbar einen Zustand vollkommener Harmonie und des Einklanges mit sich und der Welt. Die sinnliche Erfahrung der Schönheit Gottes macht offenbar süchtig.

„Dass Gott schön werde“ ist der Entwurf eines bekannten praktischen Theologen überschieden (Rudolf Bohren).

Ästhetik, ein ästhetischer Weltzugang, öffnet für die Schönheit Gottes und damit für Gott. Ästhetik ist damit ein angemessener Zugang zu Religion.

In der Praxis christlichen Glaubens haben wir ein ganzes Arsenal (einen wahren Schatz) solch ästhetischer Zugänge zur (Glaubens-)Wirklichkeit:

Es gibt ästhetische Codierungen für Glauben und Glaubenserfahrungen - für alle Sinne:

- Im Abendmahl: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist“
- In Liedern, in Musik, im Klang der Kirchenglocken
- In Andachts- und Gebetssettings von der Kerze bis zum Wald
- In liturgischer und anderer „geistlicher“ Kleidung
- In (ekstatischen oder meditativen) Tänzen und in liturgischen Bewegungen (Knien, Aufstehen, Gehen,)
- In Symbolen und Symbolsprachen
- In Gefühlserfahrungen und Gefühlswelten (Spiritualität)
- In Ritualen
- In erfahrungsbezogenen Zugängen zu Glaubensessentials (von der Kletterstange bis zum Abseilen im Harz)
- die Gerüche von Weihrauch und von alten Kirchen
- segensreiche Berührungen (Auflegen der Hände, An-die-Hände-Fassen...)
- In Gesten und Körpersprachen ((Vom Knien bis zu geschwenkten feuerzeugen)
- Im Loben Gottes: „Schön sind deine Namen“, heißt der Refrain eines bekannten Kirchentagsliedes.

II. Gelebter Glaube braucht alle vier genannten Rationalitäten

Jugendlicher Glaube, Verkündigung an Jugendliche, gemeinsam eroberte Glaubenserfahrungen brauchen (heute?) insbesondere:

- Jugendbiografisch adaptierte inhaltlich-theoretische Plausibilität und Nachvollziehbarkeit und individuelle Lebensrelevanz (Reflexion des Glaubens und eine Hermeneutik des Alltagslebens).
- Jugendlebensweltlich adaptierte (gesellschaftliche, politische, individualethische) Praxis.
- An jugendlichen Beziehungsmustern orientierte kommunitäre Vergemeinschaftung
- Eine jugendkulturell adaptierte ästhetische Codierung von Religion

III. Ästhetisierung als Megatrend

Wir haben heute eine Akzentsetzung/Fokussierung/einen Überhang der ästhetischen Dimension in religiöser Praxis, insbesondere in der Jugendkultur, zu verzeichnen.

Geschichtlich gesehen (auch wenn immer alle vier Momente deutlich vorhanden waren):

- Lange Zeit war scheinbar zumindest eine Diskussionskultur vorherrschend, die Glaube nach ihrer theoretischen Tragfähigkeit und Konsistenz und ihrer biografischen Lebensrelevanz bewertete und überprüfte.
- Das überschritt sich und wurde abgelöst von dem vorherrschenden Muster einer politisch geprägten Praxisrelevanzkultur: Glaube wurde nach seinen gesellschaftlichen Wirkungsaspekten bewertet und auf Handlungsrelevanz hin überprüft.
- (Friedensbewegung, A3WH, Ökologische Bewegung...).
- In späteren Zeiten war die Beziehungskultur prägendes Moment.
- Heute ist der Megatrend die Ästhetisierung des Glaubens – was sich nicht nur aber auch in Formen der Eventkultur niederschlägt.

IV. Großevents und ihre Dimensionen

Großevents beinhalten im Prinzip alle vier genannten Dimensionen/Rationalitäten:

- Es geht um die Vermittlung von Glaubenswissen, von Denken, Reflektieren und Verstehen (vgl. die Seminare z.B. beim Christival).
- Das kommunitäre Element ist stark vorhanden: Jugendliche erleben Events als Großform von Vergemeinschaftung (besonders Konzerte, (Abschluss-)Gottesdienste etc.), erleben gleichzeitig intensive Gemeinschaftsformen in Kleingruppen im Rahmen des Großevents: organisierte „Familiengruppen“- bzw. Wohngruppen, spontane Kleingruppen, ihre Clique, Arbeits- und Projektgruppen....Programmatisch wirbt z.B. EVA mit einem Slogan: „EVA stiftet Gemeinschaft“.
- Die Dimension des Handelns bzw. der Welt gestaltenden Praxis ist in spezifischer Großveranstaltungsform zumeist nicht nur von den Veranstaltenden programmatisch vorgesehen, sondern entspricht vielfach auch den Bedarfslagen und geäußerten Wünschen der Teilnehmenden: Handlungsorientierungen können thematisch ganze Events prägen (so will EVA zu „Verantwortungsübernahme verführen“ und „für Engagement begeistern, das Christival seinerseits will Jugendliche mit Kopf, Herz und Hand zu „ei-

nem Leben als Nachfolger von Jesus Christus bewegen", um so „die Welt um dich herum zu bewegen“. Dies Handlungsorientierung geschieht auf der motivationalen Ebene und durch „best practice“-Beispiele – aber auch durch konkrete Aktionen: Vom symbolischen „Friedenshalstuch“ auf Kirchentagen und politischen Demos bis hin zu konkreten missionarisch-evangelistischen oder sozialpraktischen Aktionen.

- Die Dimensionen von Ästhetik, Fühlen und Erleben mit allen Sinnen hat heute allerdings einen hohen Stellenwert: Nicht nur dort, aber eben auch gerade auf Events werden jugendliches Lebensgefühl multimedial inszeniert – und auch Glaube wird inszeniert: ästhetisierend in Szene gesetzt. Bzw. auch umgekehrt: Jugendliche inszenieren sich selbst und inszenieren ihren Glauben.

V. Warum Events wichtig sind

Events sind wichtig: für jugendliche Biografien und Lebenswelten.

- Events sind eine **Unterbrechung des Alltags**: Sie sind ein **Fest**.
- Als Unterbrechung des (nicht schlecht zu redenden) Alltags und seiner Normalität sind sie ein Höhepunkt, ein high light. Im Fluss des Gewöhnlichen und Gewohnten sind sie etwas Außergewöhnliches, ein positiv besetzter Höhepunkt, auf den hingelebt wird (Vorbereitung und Präparation, Vorveranstaltungen...), auf den man/frau sich freut – und der nach Beendigung in guter Erinnerung „nachgeschmeckt“ wird.
- Sie sind damit auch ein strukturierendes Element in Zeit- und Lebensabläufen.
- Als **Kristallisationspunkt** sind sie ein Moment der **Verdichtung** von biografischer, sozialer und religiöser Erfahrung.
- Als **Vergemeinschaftung** in großem Stil produzieren sie die Erfahrung von **Zugehörigkeit**.
- Sie **stabilisieren** Lebenskonzepte (z.B. den Glauben) durch die Erfahrung, unter vielen Gleichen zu sein, einen gemeinsamen Weg zu gehen bzw. ein gemeinsames Ziel zu haben und sich gegenseitig zu stützen, von Erfahrungen und Meinungen gegenseitig zu lernen und sich zu begleiten. Gleichzeitig stabilisiert die Zugehörigkeit zu einer Großgruppe auch das Selbstbewusstsein, etwas Besonderes zu sein: „Wir gehören nicht nur zur beliebigen Masse in einer Großstadt, sondern sind die Leute von EVA, wir sind Christivaler, Evangelische Jugend, etc. also etwas Besonderes, Herausgehobenes“ – kenntlich gemacht durch symbolische Zeichen wie Halstücher, Anhänger, Ausweise und andere Accessoires.
- Auch in der Darstellung nach außen stabilisieren sie, weil sie das Signal aussenden: „Es gibt uns“ , „Wir sind viele“.
- Sie sind Orte und sinnliches Erleben der **Dominanz der eigenen Kultur** und Altersschicht – zumindest auf Zeit und an diesem Ort („jugenddominiert“).
- Damit sind sie tatsächlich eine lokal begrenzte **Sonderwelt** auf Zeit, in der Ausdrucksformen jugendlichen Milieus und jugendlicher Lebenswelten dominieren, jugendästhetische Elemente vorherrschen und die Dominanz erwachsenen-kultureller Ästhetik auf Zeit durchbrochen werden.

VI. Event-Fallen

Aber: Es gibt bei all diesen positiven Ereträgen auch eine Reihe von Problemkonstellationen und sog. „Event-Fallen“:

Die Hybrid-Event-Falle

Mit dem neudeutschen launigen Begriff „Hybrid-Events“ werden (analog zum Hybrid-Motor) nebeneinander gelagerte unterschiedliche „Antriebsformen“, also unterschiedliche Motivationslagen zum Besuch eines Events beschrieben.

An und für sich muss das nicht problematisch sein, sondern kann sich eben ergänzen.

Problematisch wird es allerdings dann, wenn z.B. im Rahmen christlicher Groß-Events auf der einen Seite die Intentionen und Motivationen der Veranstalter stehen („Verführung zur Verantwortung“/EVA, „Stärkung von Glauben und Kirche“/katholischer Weltjugendtag, „missionarische Existenz“/Christival – um es plakativ zu vereinfachen) und auf der anderen Seite jugendliche Bedürfnisse („Spaß haben“, „Gemeinschaft erleben“, „Musik hören“, „geiles Event erleben“).

Gewiss werden die meisten Jugendlichen tatsächlich eine „Hybrid-Motivation“ haben – und dann ist es in Ordnung. Auch dann, wenn ihre Primärmotivation nicht den Intentionen der Veranstaltenden entspricht – wenn sie aber sich auf die sekundäre Seite ihrer Motivationen einzulassen bzw. von den intentionalen Angeboten profitieren.

Schwierig wird es nur dann, wenn sich Intentionen und Bedarfslagen allzu sehr widersprechen und wenn beispielsweise Religion nur eine Art Zuckerguss, nicht wirklich ernst genommener Anlass oder in Kauf genommenes Beiwerk ist (was im Regelfall weder beim Christival noch bei EVA noch bei einer anderen Veranstaltung notwendig sein dürfte).

Aufgabe der veranstaltenden ist es, solcher Hybrid-Motivation nicht nur gelassen, sondern auch offensiv Rechnung zu tragen – allerdings ohne die eigene Intention dabei zu vernachlässigen!

Die Inflationsfalle

Bei einer Eventisierung des Glaubens besteht die Gefahr der Inflation: Der Reiz muss sich permanent steigern, um noch reizvoll zu sein (vgl. Schulze, Erlebnisgesellschaft).

Eine solche Erlebnisfixierung führt einerseits zu dem Versuch, die Permanenz des Außergewöhnlichen herzustellen (was natürlich nicht funktioniert, weil das Außergewöhnliche eben außergewöhnlich bleiben muss, um außergewöhnlich, ein „Fest“ zu sein....). Ein Reaktionsmuster ist dann das Event-hopping – mit der entsprechenden Gefahr der Inflation und des Phänomens, dass eben dann auch das Außergewöhnlich schal und hohl wird.

Umgekehrt bedeutet das eine Desavouierung des Alltags und von alltäglicher Erfahrung: Der Alltag verliert seinen Wert; das „normale“ Erleben wird reizlos. Auf Evangelische Jugendarbeit gewendet: Die Vorzüge und Schönheiten kontinuierlicher Gruppen- und Beziehungsarbeit wir uninteressant.

Dies lässt sich im Bereich von Spiritualität nachzeichnen: Wo eine Fixierung auf ständige religiöse, „geistliche Stromstöße“ eingerissen ist, wird die „kleine Alltagsspiritualität“ (Steffensky) gerne verachtet und nicht mehr praktiziert.

Die Verschleierungs- und Trennungsfälle

Das Erlebnis wird zum Selbstgänger und zum Selbstwert. Und wird vom Inhalt bzw. vom Anlass getrennt. Wesentlich ist die Verpackung und nicht der Inhalt. Der Inhalt wird im Grunde beliebig und austauschbar: Was zählt (vgl. Werbung) ist dann nur noch der (ästhetische) Erlebniswert, aber nicht mehr der Inhalt, die „Wahrheit“.

Im Bereich des Religiösen würde dann vornehmlich, die religiöse Unterhaltung, die religiöse Sinnlichkeit, also der religiöse Erlebniswert zählen – die religiöse „Schönheit“ - aber nicht mehr religiöse Wahrheit, die mühsame Praxis der Nachfolge im Alltag.

Ob es die pietistische „Erbauung“, der charismatische geistliche „Kick“, der religiöse „Schauder der Eigentlichkeit“ oder meditationstechnisch erworbene Betroffenheiten und Tiefe sind, oder einfach nur punktuelle „Lust und Spaß“ an religiösen Phänomenen – jeweils wird die vordergründige Erlebniswelt zum Wesentlichen, die Verpackung wird zum Inhalt.

All diese Phänomene und Aneignungen von Religion bzw. Zugänge zu Religion sind im übrigen respektabel. Die Verpackung hat ihren eigenen (ästhetischen) Wert, die Trennung von Inhalt und Verpackung ist sowieso nur ein Versuch, heuristisch zu trennen, was nicht trennscharf ist.

Dennoch steht eine einseitige Eventisierung von Religion, von Ästhetisierung des Glaubens zumindest in der Gefahr, inhaltlich beliebig und austauschbar, damit inhaltslos zu werden – und die normale, schwierige, „unschöne“ Form der Nachfolge und der mühsamen Reichs-Gottes-Arbeit zu vernachlässigen. (vgl. Mk 9).

Der christlichen Religion droht dann tatsächlich die Gefahr, zu einer weltabgewandten und alltagsfremden Sonderwelt zu degenerieren.

Die Konsumfälle

Eine einseitige Eventkultur ist damit auf die Gesetze des Konsums und Marktes ausgerichtet. Veranstaltende, die in diese Falle gehen, haben als Ziel nurmehr das „Verkaufen“ – sozusagen um jeden inhaltlichen Preis.

Mit der Eventisierung wird diese kommerzielle Struktur mittransportiert. Diese aber braucht im Grunde gerade den unkritischen Konsumenten, der das, was ihm angeboten wird, bedenkenlos kauft und genießt – Hauptsache es schmeckt und klickt.

Wir aber – in der Evangelischen Jugendarbeit – wollen gerade den „kritischen Konsumenten“ – auch in Sachen Religion. Wir zielen auf das verantwortlich glaubende und handelnde jugendliche Subjekt. Dazu bedarf es ganz anderer Formen der religiösen Bildung, der Impulse, der Begleitung, als eine einseitige Eventkultur.

VII. Die Differenz zwischen Fest und Alltag

Wir brauchen darum – neben einer reflektierten Eventkultur – als deren Korrektiv und im Grunde als Substanz von Glauben und Religion eine religiöse Bildung, die

- die Differenz zwischen Fest und Alltag, zwischen Event und Normalität wahrnimmt und reflektiert;
- und die oben genannten vier Rationalitäten/Dimensionen in ihrer Alltagstauglichkeit durchbuchstabiert und im Alltäglich-Normalen eben auch verortet.

Feste und Events haben ihren Sinn – sie sind aber eben nicht alles.

Demografischer Wandel – ein Problem?

Klaus Meyer zu Uptrup

Moderation

Grischa Roosen-Runge

Teilnehmer (11)

Ulf, Kathrin, Stefan, Sybille, samoth, pappe, Oliver, Dorette, Georg, rumba, Klaus

Skript

Klaus Meyer zu Uptrup

Einleitung

Es fehlt an Ingenieuren, es fehlen qualifizierte Fachkräfte, – klagt die Wirtschaft. Da stimmt was nicht in unserem Bildungssystem, – sagt die Politik.

In einer Schule ein Aushang zum „Girls – Day“ („Mädchen – Zukunftstag“): Mädchen, wählt naturwissenschaftliche Fächer! Werdet Ingenieure!

Sind die Renten sicher? Ja, sie sind sicher, wird uns versichert. Das Rentenalter wird auf 67 Jahre erhöht. Läuft das nicht auf eine Rentenkürzung hinaus? Gespenstisch ist das Unwort vom „sozialverträglichen Ableben“ aufgetaucht.

Die Kirchen stellen sich für die nächsten Jahrzehnte auf einen Mitgliederschwund von wenigstens einem Drittel ein. Pfarrstellen werden gestrichen. Vor solchen Aussichten sinkt die Zahl der Theologiestudenten um mehr als ein Drittel.

Man hat gemerkt, wir brauchen mehr Kinder. Also mehr Krippenplätze (deren Kosten vergleichbar sind mit den Pflegeheimplätzen für die Alten). Aber offenbar lassen sich die Leute nicht mit Geld zum Kinderkriegen bestechen.

Das sei eben die „demografische Entwicklung“. Das klingt, als sei das eben so und man könne nichts dagegen machen.

Andere reden vom „demografischen Problem“. Das klingt: Man muss was tun, um es zu lösen. Aber was ist das für ein Problem? Ein politisches? Ein wirtschaftliches? Ein geistiges? Ein ideologisches? Darf man es so weiter laufen lassen? – Wie betrifft uns das persönlich? Als Gesellschaft? Als „Demos“ (Volk) unserer Demokratie?

Was muss anders werden? Bei uns persönlich? Politisch?

1. Die gängige Rede vom „demografischen Wandel“ verschleiert, was wirklich passiert.

Das völlige Ausmaß des demografischen Problems wird öffentlich nicht bewusst. Die Renten werden durch Eintritt in das Rentenalter mit 67 Jahren praktisch gekürzt, die Gefahr einer Altersarmut ist damit für viele noch nicht gebannt.

Man merkt, dass Kinder fehlen, „Krippenplätze“ sollen her. Keine politische Partei hat bislang gewagt, Familienpolitik und Rentenpolitik miteinander zu verknüpfen. Denn die Kinderzahl, ja ob überhaupt ein Kind, ist Privatsache. In die Rentenkasse zahlt man ein, um das Eingezahlte im Alter wieder herauszubekommen. Das ist eine Illusion. Der Generationenzusammenhang lässt sich nicht außer Kraft setzen. Was in die Rentenkassen eingezahlt wird, sichert den Lebensabend der Elterngeneration. Eine Erwerbsbevölkerung, die keine Kinder geboren und großgezogen hat, würde, alt geworden, nur leere Rentenkassen vorfinden und müsste in Armut zugrunde gehen. Tatsächlich sichert ein Paar seine Rente dadurch, dass es zwei Kinder großzieht, die dann als Erwachsene in die Rentenkasse einzahlen, aus der ihre Eltern ausbezahlt werden können.

Mit einem solchen Gedankenexperiment ist Herman Adrian, Professor für Physik an der Universität Mainz, dahintergekommen, dass auch für die strukturelle Arbeitslosigkeit hauptsächlich das seit etwa 35 Jahren anhaltende Geburtendefizit verantwortlich ist, - worauf die Wirtschaftswissenschaftler in 30 Jahren nicht gekommen sind: „Es wird angenommen, seit 1975 wären überhaupt keine Kinder mehr geboren worden... Es gäbe niemanden mehr, der mit der Betreuung, Erziehung oder Ausbildung von Kindern beschäftigt wäre. Es gäbe keine Kindergärten, Schulen, Universitäten, Kinderärzte etc. mehr. Kein Mensch würde mehr Güter herstellen, die von Kindern gebraucht werden... Jahr für Jahr würden 500.000 Wohnungen frei. Die Sozialsysteme wären schon lange zusammengebrochen... Die jungen Menschen hätten schon vor Jahren begonnen, das Land zu verlassen... Diese Horrorsituation haben wir nur zu einem Drittel, weil uns nur ein Drittel des Nachwuchses fehlt... Wir verlieren im Durchschnitt pro Jahr etwa 1% Kaufkraft und damit 2% Wohlstand. Dies wird sich bei anhaltendem Geburtendefizit noch verstärken und in die nächsten 30 Jahre fortsetzen.“ Nach Hermann Adrians Berechnungen gehen im Verlauf von 30 Jahren gut 4 Millionen Arbeitsplätze verloren, jährlich rund 160.000, wenn die Fertilität von 2,1 auf 1,35 Kinder pro Frau sinkt. Und so ist es geschehen.²

2. Der Kindermangel seit den 1970er Jahren verursacht in der Wirtschaft einen Mangel an Fachkräften, erzeugt eine verschleierte Ungerechtigkeit bei den Renten und verunsichert die Zukunft.

Das demografische Problem besteht also darin, dass seit den 1970er Jahren jährlich ein Drittel der Erwerbsbevölkerung kinderlos bleibt. Die Folgen treten jetzt zutage: Weil ein Drittel der Erwerbsbevölkerung fehlt, beklagt die Wirtschaft fehlende Ingenieure, überhaupt einen Mangel an Fachkräften.³ Zudem müssen nun die Rentenansprüche von drei Dritteln alter Menschen aus den Beiträgen von zwei Dritteln arbeitender Bevölkerung befriedigt werden. Das führt nicht nur zu Rentenkürzungen, sondern zu einer Ungerechtigkeit, die bisher kein Politiker zu benennen gewagt hat: Dasjenige Drittel, das sich die Kosten für Kinder erspart hat (Fachleute sprechen von 300.000 Euro), also im Grund nichts für ihre Rente getan hat, lässt sich nun seine Ansprüche erfüllen aus den Beiträgen einer Bevölkerung, für deren Heranwachsen und Ausbildung sie nichts geleistet hat. Zu-

² ADRIAN, Hermann, Demografische Ursachen der Arbeitslosigkeit in Deutschland. Johann Gutenberg Universität Mainz (http://www.uni-mainz.de/FB/Physik/AG_Adrian). Workshop Demografie und Arbeitsmarkt des AK Bevölkerungsökonomie der DGD, 4. Nov. 2005 am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin, aktualisiert und erweitert 20. Juni 2006. – Vom selben Verfasser ein Leserbrief: Strukturell untaugliche Familienpolitik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 27, Mittwoch 1. Februar 2006.

³ 18.000 Ingenieure fehlen laut VDI (Verein Deutscher Ingenieure)

dem machen diese Leute aufgrund unserer Rentengesetze höhere Ansprüche geltend, als die Frauen, welche die jetzigen Beitragszahler geboren und großgezogen haben als „Nur-Hausfrau“ und „Heimchen am Herd“.

In der Mitte dieses Jahrhunderts droht unsere einheimische Bevölkerung in die Minderheit gegenüber den Zugewanderten zu geraten. Die politische Korrektheit verbietet zu fragen, ob daraus innenpolitische Probleme erwachsen können. – In 120 Jahren werden bei anhaltendem Trend die Deutschen, aber auch andere europäische Völker, ausgestorben sein. Bildkräftig sagt ein Wissenschaftler, wie einst das Römische Reich, so würde Europa in den Wellen einer Völkerwanderung versinken.⁴ Würde dann der Islam das Christentum ablösen?

3. Das demografische Problem hat geistige Ursachen in den „aufgeklärten“ Lebensidealen, verstärkt durch die sogenannte „Anti-babypille“ Ende der 1960er Jahre.

Diese Ideale sind:

- „*Selbstverwirklichung*“. Der Blickwinkel ist auf die Lebensspanne des einzelnen Menschen verengt; der Generationenzusammenhang und die darin beschlossenen Pflichten kommen nicht in den Blick.
- „*Gleichstellung der Frau*“. Moralisch zu begrüßen. Der Unterschied der Geschlechter aber bleibt. Nur Frauen können Kinder gebären. Problem ist die aus diesem Ideal abgeleitete Unterbewertung der Familienarbeit gegenüber der Erwerbsarbeit.
- „*Nur Wunsch Kinder*“. Tatsachen beweisen, dass solche, zumal nach der „Antibabypille“, zur Bestanderhaltung der Bevölkerung nicht ausreichen.
- „*Gleichwertigkeit aller sexuellen Verhaltensweisen*“. Dies ist ein falsches Ideal. Denn geschlechtliche Verhältnisse, aus denen keine Kinder hervorgehen, sind gesellschaftlich irrelevant und Privatsache. Die Ehe ist grundgesetzlich geschützt um der Kinder willen als Keimzelle des Staatsvolkes.

Mit diesen Idealen sind in den 1970er Jahren rechtliche und wirtschaftliche Verhältnisse entstanden, die zu einem Schwund der Bevölkerung geführt haben. Jährlich sterben 144.000 Menschen mehr als geboren werden. So viele Kinder fehlen! Jährlich!

Unsere Ideale sind wie eine wunderbare Medizin gegen überholte Verhältnisse. Doch die Nebenwirkungen bekommen wir nicht in den Griff.

4. Alle politischen Maßnahmen, mehr Kinder zu bekommen, können das demografischen Problem nicht lösen, solange ein *Übel an der Wurzel nicht beseitigt* wird und *eine grundlegende Gegebenheit im Verhältnis der Geschlechter hinsichtlich der Generationen unberücksichtigt bleibt*.

⁴ KAUFMANN, Franz-Xaver, Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen, Frankfurt/M. 2005. – Dazu ein Interview durch Alex Rühle: Abwärts. „Wir müssen die ökonomischen Vorteile der Kinderlosigkeit abbauen“: Der Soziologe Franz-Xaver Kaufmann über den deutschen Bevölkerungsschwund in: Süddeutsche Zeitung Nr. 63, Seite 11 (16. März 2006).

Das gegenwärtige Übel besteht darin, dass Kinderlosigkeit in der persönlichen Lebensplanung eine kostenlose Option darstellt und das Aufziehen von Kindern praktisch als eine private Liebhaberei gilt. Das kostet eben mehr, aber dafür haben Eltern eben ihren Spaß an den Kindern. Solches ist nur möglich, wenn man sich den Generationenzusammenhang verschleiern und die Verpflichtung, die daraus für jede und jeden folgt. Aus dem oben Dargelegten (These 1) folgt, dass zu eigener Alterssicherung jeder Staatsbürger für ein Kind in der nächsten Generation sorgen muss, sei es ein eigenes oder ein zusätzliches in einer Familie, für das man alle Kosten übernimmt. Auch für Paare, die keine Kinder bekommen können, ist das einsichtig und moralisch einleuchtend. Wer vertretbare Gründe hat, kinderlos zu bleiben, kann sich so entscheiden und die dafür angemessene Ausgleichszahlung leisten. Für Uneinsichtige hat jüngst eine Mutter von 5 Kindern, zur Rede gestellt von einer Kinderlosen, wie sie das nur machen könne (untergründig zu verstehen: wie sie nur so blöd sein könne), eine treffende Antwort gegeben: „Sie wollen wohl, dass meine Kinder Ihnen im Alter den Hintern abputzen.“ Der Einwand Kinderloser, sie zahlten ja schon so viele Steuern, ist nur eine angenehme Selbsttäuschung: „Wenn man nur das Existenzminimum steuerfrei stellt und für die Kinder nicht wie in Frankreich ein Familien-Splitting-Verfahren anwendet, dann müssen die Eltern jeden Euro, den sie über das Existenzminimum hinaus für ihre Kinder aufwenden, mit ihrem persönlichen Steuersatz versteuern... In Deutschland zahlen Familien die höchsten Einkommenssteuern, nicht Kinderlose, wenn man das Pro-Kopf-Einkommen betrachtet, was man aufgrund der wirtschaftlichen Gegebenheiten gerechterweise tun muss.“ (Prof. Dr. Hermann Adrian, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz; www.kinder-und-familie.de; Mainz; September 2006).

Wie Dr. Martin Werding vom Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung, München, feststellt, „bewirkt das deutsche Steuer- und Sozialsystem daher eine laufende Umverteilung von jungen und zukünftigen Generationen zur mittleren und älteren Generation, die innerhalb jeder Generation zugleich zu einer Umverteilung von Familien durchschnittlicher und überdurchschnittlicher Größe zu Kinderarmen und Kinderlosen führt.“⁵

Die Beseitigung dieser Ungerechtigkeit an der Wurzel ist aber die Voraussetzung dafür, dass staatliche Maßnahmen, das demografische Problem überhaupt zu lösen, auch greifen zu können!

Kein Politiker aber hat sich bisher getraut, Familienpolitik und Rentenpolitik miteinander zu verbinden! In ernsthaften wissenschaftlichen Studien kann man alle diese Dinge nachlesen.⁶ In den Zeitungen findet man sie höchstens im Feuilleton, nicht aber auf den Seiten über politische Auseinandersetzungen... Soweit das Übel an der Wurzel. –

⁵ WERDING, Martin; HOFMANN, Herbert, die fiskalische Bilanz eines Kindes im deutschen Steuer- und Sozialsystem. In: Stimme der Familie, 54. Jahrgang, Heft 3-4/2007.

⁶ Z.B. KAUFMANN (s.o.) – BIRG, H., die ausgefallene Generation. Was die Demografie über unsere Zukunft sagt. – SCHIRRMACHER, F., Das Methusalem-Komplott, München 2004. – ders., Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft, München 2006. – HUBER, Wolfgang, Familie haben alle, Berlin 2006. In diesem Buch sind alle wesentlichen Punkte berührt. Ich hoffe nur, dass in Bezug auf die Politik Galilei nicht weiterhin auf dem Kopf steht: „Und es bewegt sich nichts!“

Die grundlegende Gegebenheit, die berücksichtigt werden muss, ist der fundamentale Unterschied zwischen Erwerbsarbeit und Familienarbeit.⁷ Man kann sich das am Gleichnis eines Industriebetriebs verdeutlichen: Die Produktion bringt Geld. Forschung und Entwicklung kosten Geld. Sie sind aber eine unerlässliche Investition in die Zukunft, in die Erneuerung der Produkte. Ohne sie wäre der Betrieb in 20 Jahren Pleite! Die Erwerbsarbeit entspricht der „Produktion“, sie wird bezahlt. Die Familienarbeit ist „Reproduktion“, eine Investition in die Zukunft. Ohne Kinder, die geboren, erzogen, ausgebildet und gebildet sein müssen, geht ein Volk, eine Demokratie, eine Kultur pleite! In unserem derzeitigen Bewusstsein ist die Familienarbeit über mehr als 30 Jahre hin völlig unterbewertet worden („Nur-Hausfrau“, „Heimchen am Herd“). Das Schlagwort heißt: „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“. Bei den Wortführerinnen hat aber die Berufstätigkeit eindeutig den Vorrang. Familie aber ist Investition in die Zukunft! Kinder zur Welt bringen kann nur eine Frau. Wird das nicht gewürdigt durch gesellschaftliche Achtung, Wertschätzung und Vergütung, werden familienpolitische Maßnahmen wie Wasser durch ein Sieb sickern, jedenfalls das „demografische Problem“ nicht lösen.

Fassen wir zusammen! – Das demografische Problem wird gerade nur an seiner Oberfläche erkannt, und ebenso oberflächlich bleiben die bisherigen familienpolitischen Maßnahmen. Fehler bei Renten und Steuern in der Tiefenstruktur unseres Sozialsystems werden nicht öffentlich bewusst gemacht und beseitigt. Die biologische Tiefenstruktur des Generationenzusammenhangs bei Familienarbeit und Erwerbsarbeit sowie bei der Rente bleibt dem Bewusstsein verdeckt und wird verkannt.

5. Kindergeld und die erstrebte Vereinbarkeit von Familie und Beruf werden allein das demografische Problem nicht lösen.

In quantitativer Hinsicht ist das Problem unserer schrumpfenden Bevölkerung nicht allein durch den großen Anteil von Kinderlosen (ökonomische Vorteile und Selbstverwirklichung), sondern auch durch das Verschwinden der Mehrkinderfamilie („nur Wunschkinder“) verursacht. Wir werden also auch Familien mit 4 Kindern und mehr benötigen.

In qualitativer Hinsicht verschlechtert sich die Begabungsverteilung unter den nachwachsenden jungen Menschen, da gerade die klugen, tüchtigen gebildeten Menschen (die „Elite“) nur sehr wenige Kinder haben bis hin zu keinen. Dass die Wirtschaft heute schon über fehlende junge Ingenieure klagen muss, liegt gewiss nicht einfach am Schulsystem. Woher künftig Wissenschaftler, Erfinder, Führungskräfte? PISA? Gerade in der Bildungsschicht wird man wieder Mehrkinderfamilien brauchen.⁸

Das Kinderkrippenprojekt der Familienministerin, wenn finanzierbar, wird gewiss für viele Frauen die „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ ermöglichen, auch Alleinerziehenden hilfreich sein, kaum aber das demografische Problem lösen. Wenn dazu auch Mehrkinderfamilien nötig sind, wird man Vollzeitmütter brauchen. Oder sollen alle Kinder durch außerfamiliäre Fachkräfte betreut und erzogen werden, weil ja jede Mutter erwerbstätig

⁷ MERSCH, Peter, die Familienmanagerin, 2006. – ders., Land ohne Kinder, 2006. – ders., Demografischer Wandel und Evolutionstheorie (Arbeitspapier Mersch Online AG, Gartenstr. 8A, D-60594 Frankfurt/M., E-Mail: peter@mersch.com), 2007.

⁸ MERSCH (s.o.)

sein muss? Ob das für die Kinder wirklich gut ist?⁹ „Wissenschaftlich“ wird das ja behauptet. Familienarbeit als Investition in die Zukunft scheint dabei nicht gewürdigt zu sein. 6 Kinder oder auch nur 4 auf eine Betreuungsperson, - warum soll eine Mutter, die 4 eigene Kinder großzieht, nicht auch für eine solche Investitionsleistung genauso bezahlt werden? Ein Krippenplatz soll monatlich mit 1000 bis 1200 Euro aus Steuermitteln gefördert werden. Nun sollen Frauen, die sich voll ihren Kindern widmen, ein von der CSU durchgedrücktes Erziehungsgeld erhalten, das sogleich von tonangebenden Frauen als „Herdprämie“ diffamiert wird. Die vier Ideale, die als Nebenwirkung den gefährlichen Kindermangel gezeitigt haben, werden nicht korrigiert! Die tieferen, Illusionen nährenden Grundübel im Renten- und Steuersystem werden nicht beseitigt!

Peter Mersch hat den Beruf einer staatlich ordentlich aus Pflichtbeitragen der Kinderlosen bezahlten Mehrkinder-Familienmutter mit qualifizierter Ausbildung vorgeschlagen. Er nennt sie gemäß dem heute durchschlagenden wirtschaftlichen Denken „Familienmanagerin“, - eine sehr anstößig anmutende Bezeichnung, aber doch treffend für Befähigungen, die eine Mutter von 4 und mehr Kindern unter heutigen Umständen haben muss.

Im Augenblick ist unsere Gesellschaft über die wahren Ausmaße der Gefahren aus dem Bevölkerungsschwund noch nicht aufgeklärt. Will man zum „patriarchalischen Familienmodell“ (1 Ernährer, 3 bis 4 oder mehr Kinder) nicht zurück, so müssen auch Vorschläge wie der von Peter Mersch ernsthaft diskutiert werden.

Unerlässlich ist eine Aufklärung über den Generationenzusammenhang, um die Illusionen über die Einzahlungen in die Rentenkasse aufzuhellen. Die heutige junge Generation muss schon in der Schule lernen, dass in der Lebensplanung Kinderlosigkeit keine kostenlose Option ist. Hier muss die Bildungspolitik endlich aufwachen und in die Lehrpläne schreiben, was wissenschaftliche Einsicht und Gerechtigkeitsempfinden fordern und politisch umgesetzt werden muss!

Ein Knall, der wie bei der drohenden Klimakatastrophe ein Umdenken in der Öffentlichkeit und wirksame Maßnahmen der Regierung bewirkt, wird von der drohenden demografischen Katastrophe hoffentlich bald und nicht zu spät kommen!

Mai 2008

Prof. Dr. Klaus Meyer zu Uptrup
Zum Knechelsberg 4B
55127 Mainz
Tel./Fax: 06131 331867

⁹ SPIEKER, Manfred, Mehr Kinder oder mehr Erwerbstätige? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 7/2007, 12. Februar 2007, S. 8-14. – Eine kritische Stimme zum Krippenprojekt der Familienministerin aus katholischer Sicht. Während die gegenwärtige Familienpolitik den Ausbau der Kinderbetreuungseinrichtungen mit der notwendigen Erhöhung der Geburtenrate begründet, wird die Forderung nach Vereinbarkeit von Beruf und Familie von Studien der Bertelsmann-Stiftung, des Instituts der Deutschen Wirtschaft, der Hans-Böckler-Stiftung oder der Evangelischen Akademie Loccum mit der notwendigen Mobilisierung des weiblichen Arbeitskräftepotenzials begründet: dafür eine für andere Lebensbereiche störungsarme Kinderbetreuung? Spieker setzt auf Stärkung der elterlichen Erziehungskompetenz, weil die grundlegenden Daseins- und Sozialkompetenzen in der frühen Kindheit erworben werden. Erziehung muss auch in der Familie als Beruf anerkannt werden mit einem „Erziehungsgeld“. – Ähnlich: „Kinderkrippen und Erziehungsgeld“ aus den Leserbriefen, in: Christ in der Gegenwart, 60. Jahrgang, Freiburg, 11. Mai 2008: Zwei sehr kritische, zutreffende Stimmen! – ebenfalls kritisch: LOHMANN, Martin, Etikettenschwindel Familienpolitik, Gütersloh 2008, S. 69ff.

Kleine Kräuterkunde vom (Un-)Kraut-Spaziergang

Katharina Kemper (kattie)

- **Vogelmiere** – enthält viele Vitamine, gibt Kraft und Energie
- **Holunder** – Beeren als Gellee oder Saft, Blüten als Sirup, oder in Bierteig getaucht, in Fett gebraten und mit Puderzucker serviert
- **Giersch** – als Salat oder Spinatgericht, >vor der Blüte ernten!
- **Brennnessel** – Blätter als Salatkräuter oder als Spinatgericht, >gegen Stiche: im Regen ernten oder in Wasser tauchen
- **Gänseblümchen** – Blätter und Blüten im Salat, Knospen in Öl einlegen
- **Gundamann/Gundarebe** – als Salat, „Gundamann-Reis“, >schmeckt leicht nach Minze
- **Wiesenschaumkraut** – die Blüten in Kräuterbutter oder als Deko im Salat, >schmeckt würzig, bitter
- **Große Klette** – Wurzeln, junge Blätter und Sprossen gekocht, als Gemüse
- **Weißes Taubnessel** – Blütenspitzen im Salat
- **Knoblauchranke** – Blüten und Blätter in Kräuterbutter und –Quark, >feine Knoblauchnote
- **Scharbockskraut/Skorbutkraut** – unterirdische Knollen essbar, >gegen Skorbut
- **Lindenblätter** – aufs Butterbrot, >junge Blätter verwenden, vom Blattstiel trennen
- **Sauerampfer** – im Salat, im Pesto, einfach so zwischendurch...

Leben an der Grenze

Moderation: Grischa Roosen-Runge

Gäste

Elisabeth Grieß, Alfred Haase, Detlef Flechtner, Barbara Müßig.

Teilnehmer

Arnd, schwede, Kri, bruno, Stefan, büschi, Irmela, Kathrin, wadu, Irene, KMzU, Jörg, Dorette, Georg, Klaus Hefenbrock, rumba, krexe, pappe.

Protokoll

Stefan Peters (ergänzt von Alfred Haase)

Vorstellungsrunde

Elisabeth Grieß, Nachbarin aus Birkenfelde

Ich bin in Birkenfelde geboren, bin 68 Jahre alt und habe mein ganzes Leben hier verbracht. Ich bin Bankkauffrau. Ich bin froh über die Wende, auch wenn nicht alles besser geworden ist. Birkenfelde gehörte zum Sperrgebiet der 5 km-Zone. Diese Zone war nicht ganz so streng wie die 500 m-Zone, aber man kam dennoch nur mit einer Genehmigung hinein.

Alfred Haase, Bergbauingenieur aus Brehme

Ich habe das Fachschulstudium als Ingenieur für Automatisierungstechnik abgeschlossen und habe lange im Übertagebetrieb des Kalibergbaus Bischofferode gearbeitet. Seit über 40 Jahre mache ich als Hobby Unterhaltung und reise durch die Dörfer. Ich bin froh, dass die Wende gekommen ist.

Barbara Müßig, ehemalige Eigentümerin des Bundeshofs

Ich habe bis zum meinem 19. Lebensjahr in Geesthacht gelebt, habe später in einer Kokerei in Hamburg eine Ausbildung gemacht und schließlich in Lemgo Lehramt studiert. 1990 habe ich den Hof gekauft. Ich war zuerst euphorisch, aber auch naiv, als die Grenze öffnete. Das Naive war die Erwartung, dass nach der Vereinigung ganz schnell ein einziges deutsches Volk entstehen würde.

Detlef Flechtner, Rittergut Besenhausen

Ich in sei 42 Jahren Landwirt. Geboren bin ich in Schlesien und im Krieg nach Hildesheim geflüchtet. In Göttingen habe ich Forst- und Betriebswirtschaft studiert. Dann hatte ich Glück und traf eine „Ziege mit Wiese“, wie man augenzwinkernd sagte. Seitdem wohne ich gegenüber von Kirchgandern auf dem niedersächsischen Rittergut Besenhausen unmittelbar an der Grenze zu Thüringen. Ich habe den Pflug praktisch direkt an der Grenze gezogen.

Gespräch

Wie haben Sie die Grenzöffnung erlebt?

Grieß: Ich habe gearbeitet und konnte das erst gar nicht begreifen. Ich bin erst vier Tage später über die Grenze gegangen. Vorher ging es nicht, denn unser Auto war kaputt und stand in der Werkstatt. Rückblickend war das gut für mich, denn ich hätte nicht gern in der Schlange stehen wollen. Die Schlange reichte 9 Kilometer lang von der Grenze bis zur Abzweigung nach Birkenfelde zurück. Die Straße von Hohengandern über den Berg nach Eichenberg/Witzenhausen gab es ja immer. Bis zum 9. November 1989 war sie allerdings geschlossen. Als ich mich dann selbst aufgemacht habe zu meinem ersten Besuch nach Niedersachsen nach der Wende, hatte keine Angst, dass man mich an der Rückreise hindern könnte. Mein erster Besuch im Westen war es nicht. Ich war 1984 und 1985 schon in Dortmund gewesen.

Flehtner: Besenhausen liegt an der Landstraße von Göttingen nach Heiligenstadt. Sie war bis 1956 noch in Betrieb, wurde dann geschlossen und 1958 ganz abgeschnitten. Bis dahin war es eine sehr stark befahrene Straße: 2,5 Mio. Menschen sind nach dem Krieg über diese Straße aus dem Osten zu uns herübergeflüchtet. Nach 1958 gab es also keine Verbindung mehr zum nur 300 m entfernten Dorf Kirchgandern. Zwischen uns und dem Kirchgandern war statt der Straße nur noch Acker und Landschaft.

Wir spürten im November 1989, dass sich die Öffnung andeutet, denn es zirkulierten plötzlich mehr Grenzschilder als sonst. Am Tag vor der Wiedereröffnung des Übergangs kamen Baukolonnen, die einen Kiesweg aufgeschütteten. Unser Übergang wurde um 6 Uhr geöffnet. Das war einen Tag später als der Übergang von Hohengandern nach Eichenberg/Witzenhausen, der direkt nach der Grenze provisorisch gebaut und geöffnet worden war. Der nächste reguläre Grenzübergang befand sich in Teistungen an der Straße nach Duderstadt und war im Rahmen des kleinen Grenzverkehrs eingerichtet worden.

Haase: Ich habe an dem Donnerstag, 9. November 1989 abends Musik gemacht und wusste durch die Kellner gut Bescheid, was geschah. Ich bin dann nach der Veranstaltung über Teistungen nach Hause gefahren. Dort war ein Stau auf der Straße Richtung Duderstadt in Niedersachsen, weil sie den Schlagbaum der 5 km-Sperrzone geschlossen hatten. Ich habe nicht geahnt, dass die Grenzer den Schlagbaum eine halbe Stunde später öffnen würden und ich in den Westen hätte fahren können. Dummerweise musste ich aber am nächsten Tag vor 5 Uhr aufstehen, wollte vorher noch ein paar Stunden schlafen und bin deshalb über eine andere Strecke in die 5 km-Sperrzone und nach Hause gefahren. Aber stellt euch vor, ich wäre stehen geblieben: Eine halbe Stunde später wäre ich im Westen in Duderstadt gewesen und hätte weiter Musik machen können...

Am folgenden Sonntag hatten wir einen Gottesdienst gemeinsam mit einer Kirchengemeinde aus dem Westen. Das war sehr ergreifend.

Irmela: Meine Mutter hatte in den 1980er Jahren einen Einzelhandel nahe an der Grenze. Am 9./10. November 1989 kamen die Osis, um ihr Begrüßungsgeld auszugeben. Sie kauften sehr viel Spielzeug. Kinder wurden da auch an andere Familien verliehen, damit diese mehr Begrüßungsgeld erhielten. Das war ein echter Kaufrausch. Alles war neu, die Regale voll und die Ware begehrt. Ein Mann fragte meine Mutter nach Arbeit, aber sie hat ihn postwendend zurückgeschickt: „Nun sorgen Sie sich mal lieber darum, dass ihr eige-

nes Land aufgebaut wird.“ Die Grenzflüchtlinge direkt nach der Wende hat sie nicht verstanden. Die ersten Tage waren eine riesige, beispiellose Euphorie.

KmzU: Dass die Wende ohne Krieg geschah, ist ein historisches Wunder. Ich habe mir nicht vorstellen können, dass es ohne Krieg geht.

Grieß: Ich habe Verwandte bei der Armee in Leipzig gehabt, die hatten selbst Todesängste. Die haben acht Tage durchgehend Dienst gehabt.

Wer hat denn die Grenze kontrolliert?

Grieß: Der Kontakt über die Grenze war sofort nach dem Krieg weg. In Heiligenstadt im heutigen Gymnasium sind 2 Millionen Flüchtlinge durchgeschleust und dann weiter nach Friedland geschickt worden. Ich hatte 1955 ein Stellenangebot bei der Dortmunder Sparkasse, weil ich da ja Verwandte hatte, aber ich habe es nicht gemacht. Das Verhältnis zu meinen Eltern war so intensiv, ich wollte meinen Vater nicht allein lassen. Manchmal denke ich daran und frage mich, ob es vielleicht besser gewesen wäre, in den Westen zu gehen. Aber ich bereue es ganz und gar nicht, dass ich hier geblieben bin. Ich kann es gar nicht bereuen, denn ich weiß ja nicht, ob es wirklich besser gewesen wäre.

Seit 1972 waren wir Sperrgebiet. Zwischen Uder und Schönau an der heutigen Bundesstraße 80 befand sich der Schlagbaum der 5 km-Sperrzone zuerst. Später wurde er einen Kilometer nach Westen nach Hessenau verlegt. Als Bewohner durften wir uns innerhalb der 5 km-Sperrzone frei bewegen.

Haase: Wir mussten beim Rausfahren unseren Ausweis zeigen und diesen jährlich verlängern lassen. Das war etwas nervig, aber es ging gut. Aber der Besuch brauchte einen Passierschein. Dann gab es ja auch noch die 500 m-Sperrzone. Zwinge und Bösekendorf lagen z.B. innerhalb dieser Zone. Beide Dörfer wurden durch eine Mauer vom Westen „geschützt“. Nach Zwinge dürften wir ohne Passierschein, aber für Bösekendorf brauchten ich jedes Mal eine Genehmigung, wenn ich da Musik gemacht habe.

Grieß: Nach 1972 durften wir nicht mehr frei zu Hennefeste, sondern nur dreimal jährlich gemeinsam mit dem Pfarrer. Wir wurden aber darauf hingewiesen, dass wir nicht auf die Westseite hinabgucken sollten.

Flechtner: Es gab auch eine Art Versammlungsverbot, dem auch Kirchen und Familienfeiern unterlagen. Die Kirche in Kirchgandern war in den 1950er Jahren zwischenzeitlich für 3 Jahre komplett geschlossen.

Grieß: Wenn ich in Heiligenstadt zur Arbeit fuhr, wurde ich täglich kontrolliert, obwohl sie mich ja schon lange kannten. Einmal hatte der Fahrer von Heiligenstadt kommend vergessen, zwischen Hessenau und Arenshausen nach Birkenfelde abzubiegen. Dann gingen plötzlich die Lichter vom nächsten Schlagbaum an und der Fahrer musste erklären, dass er sich verfahren hatte. Mehr ist zum Glück nicht passiert.

Haase: Wirklich lebensgefährlich war es nicht. Man musste nur aufpassen, was man sagte.

Flechtner: Ziel war es, Grenzübertritte zu verhindern. Wer sich in der 5 km-Sperrzone aufhielt, war ein potenzieller Flüchtling, von den Bewohnern natürlich abgesehen.

Haase: Man wurde nicht umgesiedelt, nur weil man kritisch war. In den 1960er Jahren gab es Evakuierungen in Brehme. Es blieben auch viele zurück, die kritisch waren.

Flechtner: Wegen der kirchlichen Bindung wollte man das Eichsfeld auflockern und dafür ganze Dörfer umsiedeln. Das waren aber nur Pläne, glaube ich.

Grieß: Aus Birkenfelde ist niemand umgesiedelt worden.

Haase: Wer in der 5 km-Sperrzone lebte, erhielt eine Sperrzonenzulage bei der Arbeit.

Busfahrer und Jäger, Feuerwehrleute und Lieferanten waren oftmals Informationszuträger und prägten die „weiche“ Grenze.

Wer bauen wollte, dem fehlte oft Baumaterial. Das kam nicht selten von weit her, z.B. aus Nordhausen. Die Lieferanten waren auf die besonderen Bedingungen der Sperrzone oft nicht vorbereitet und hatten keinen Passierschein. Also musste man vor der Sperrzone manchmal von einem auf den anderen LKW verladen oder die Fahrer mussten wechseln. Manchmal haben wir auch die Grenzwächter bestochen, der ist dann einfach mitgefahren und hat die Entladung überwacht, so dass der LKW wenigstens in die Zone hineinfahren konnte.

Grieß: Aus Lindewerra, wenige Kilometer von hier direkt an der Grenze zu Niedersachsen gelegen, kamen Gehstöcke, die bis nach Österreich geliefert wurden. Die österreichischen LKW durften aber nicht bis an das Werk heranfahren. Stattdessen mussten sie in der nächsten Stadt warten, wo sie von den werkseigenen LKW beliefert wurden.

Zur Kirmes in Arenshausen sind wir heimlich gegangen, weil wir ja feiern wollten. Wir haben da auch „schwarz“ geschlafen, obwohl wir keinen Passierschein für die 500 m-Zone hatten. Damals hielten die Leute sehr zusammen. Das hat sich seitdem sehr geändert. Heute ist es mehr eine Ellbogengesellschaft, das Geld spielt eine zu große Rolle.

Haase: Der Druck von Staat und Land war im Osten überall. Es gab einen eigenartigen Mechanismus. Wenn ein paar Leute zusammensaßen, hat man sich schon gewundert, was alles für Informationen weitergegeben wurden. „Wenn zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, dann bin ich mitten unter ihnen“, war nicht nur ein passender Ausdruck aus der Bibel, sondern auch aus der Staatssicherheit... Deshalb gab es nicht nur Zusammenhalt, sondern auch viel Misstrauen. Wem konnte man vertrauen? Das war schwierig.

Flechtner: Es ging im Anpassung. Die Menschen beiderseits der Grenze waren anfangs gleich, aber die Geschichte prägt. Manche arrangierten sich schnell. Wir können nichts machen, also passen wir uns an, um wenigstens friedlich leben zu können. Wer sich nicht anpasste, bekam schon eher Probleme. Da musste also jeder seine Mischung aus Kritik und Anpassung finden. Wer beispielsweise nicht zur Jugendweihe ging, bekam garantiert kein Abitur.

Grieß: Aus unserem Dorf gab es zwei Leute, die keine Jugendweihe machen wollten. Mein Sohn war sehr gut in der Schule. Eine 1,3 hat er bei der mittleren Reife nach Hause gebracht. Aber weiter ging es nicht, denn die Jugendweihe hat er abgelehnt.

Warum haben im Eichsfeld dennoch viele die Jugendweihe gemacht?

Grieß: Wer weiterkommen wollte, musste ja die Jugendweihe machen. Aber die kirchliche Kommunion haben dennoch alle hier in Birkenfelde erhalten.

(Frage Dorette) **Für uns ist die DDR so schwer vorstellbar, weil sie wie ein Ballon zerplatzt ist. Ist das so?**

Müßig: Ich unterrichte in Göttingen und habe Schüler aus beiden Bundesländern. Zwar kennen die Schüler den historischen Hintergrund nicht, aber es gibt immer wieder Sprüche und Provokationen. Es gibt Lebens- und Einstellungsunterschiede. Die Schüler haben einen familiären Hintergrund, der in die Ostzeit zurückreicht. Natürlich haben sie es nicht erlebt und fragen mich nach der Geschichte, aber sie werden von Menschen erzogen, die die DDR erlebt haben.

(Frage bruno) **Wann merkte man im Leben im Osten eine Veränderung?**

Grieß: 1989 haben wir einen Anbau gemacht. Der Maurer hatte keine Steine. Es war alles genehmigt und wir konnten alte Steine von einer anderen Baustelle bekommen. Das war hoch attraktiv. Diese Knappheit an Material gibt es nicht mehr. Dafür kommt die Knappheit heute eher vom Geld her.

Haase: Im Osten haben viele den Verfall der Städte nicht gemerkt. Wenn Rentner aus dem Westen kamen und erzählten, das dort der Schnee weißer war, haben wir gelacht. Aber inzwischen wissen wir, dass das stimmte, weil die Luft durch den Kohleabbau so verschmutzt war. Viele haben gar nicht gemerkt, wie heruntergekommen das hier zum Teil war.

Nach der Wende sind wir ziemlich schnell auf die materielle Schiene gekommen. Es wurde ganz viel renoviert, weil es das Material gab, aber das war vielleicht nicht immer das wichtigste.

Flechtner: Unser Rittergut wurde im Modus „freie Entnahme“ am 15. September 1945 von Thüringen nach Niedersachsen übereignet. Dies bedeutet, dass kein Landtausch gemacht wurde. Diese „Entnahme“ fand am gleichen Tag statt, an dem auch das Wanfrieder Abkommen geschlossen wurde. Bevor wir endgültig zu Niedersachsen gehörten, durften russischen Soldaten drei Tage lange bei uns mitnehmen, was sie wollten, also Einrichtung, Geräte, Zäune. Das wurde dann in Kirchgandern auf dem Sportplatz verteilt.

Grieß: Werleshausen, ein ehemals thüringisches Dorf mit einem Gut der Burg Hanstein, wurde im Rahmen des Wanfrieder Abkommens von Thüringen an Niedersachsen übereignet. An einem Haus in findet man noch heute eine Plakette mit dem Aufdruck „Thüringen“.

Flechtner: Das Gut Besenhausen hatte nur wenige Bewohner. Die meisten Arbeiter kamen aus Kirchgandern und Hohengandern im benachbarten Thüringen sowie aus Reiffenhausen in Niedersachsen. Direkt nach der Wende haben wir eine großes Kaffeetrinken auf dem Gut gemacht. Auch wenn man sich nicht kannte, traf man sich, das war doch ganz egal. Historisch gesehen war das Gut ja eine angesehene Institution, das spürte man nach der Wende wieder. Die Leute trauten sich zum Teil nicht rein, die Zeit war wie „eingefroren“. Ein Café betreiben wir in Besenhausen noch immer, aber diese Wiedersehensbesuche wie direkt nach der Wende gibt es natürlich nicht mehr.

(Frage Kathrin) **Wie kamen Sie als protestantisch geprägte Hamburgerin auf die Idee, einen Bauernhof in einem katholischen Dorf wie Birkenfelde zu kaufen?**

Müßig: Ich fand die Häuser einfach schön und war sehr euphorisch über die Wiedervereinigung. Ich wollte unbedingt in den Osten. Ich bin eher wegen Äußerlichkeiten hergekommen und war deshalb nicht so enttäuscht, nicht so viele Kontakte zu finden. Ich glaube, die Menschen dachten, die kommt ja aus dem Westen, die weiß sicher viel mehr. Anfangs waren wir ja zu zweit, aber später hatte ich den Hof ganz allein. Aus dem Dorf wurde mir aber wirklich sehr viel geholfen, wofür ich sehr dankbar bin. Und das, obwohl ich alleinstehend war, rote Haare hatte und nicht getauft war. Anfangs hatte ich hier sogar eine Auslandsvorwahl, es war ja die ehemalige DDR.

Schnell geht das hier nicht mit dem Einleben. Ich habe mich nie unwohl gefühlt und es war auch nie schwer oder unangenehm, hier zu leben. Es war eine wirklich gute Zeit. Aber als „speziell“ möchte ich das Leben hier im Dorf dennoch bezeichnen. Es gibt hier viele alte Strukturen sozialer Verpflichtungen und Machtstrukturen zwischen den Familien.

Flechtner: Viele Nicht-Birkenfelder gibt es hier nicht, außer vielleicht im Altersheim. Einer meiner Schlepperfahrer lebte hier früher im Alternheim.

Grieß: Aus Göttingen, Eschwege und Witzenhausen leben viele Menschen hier bei uns im Altenheim, weil es hier günstiger ist als anderswo.

Müßig: Ich wollte den Hof gern so erhalten, wie er war. Das ist mir letztlich nicht gelungen. Ich glaube aber, ich habe durch meinen zwischenzeitlichen Kauf den Hof vor dem Abriss gerettet. Er war in einem schlechten Zustand und man hätte in Birkenfelde vielleicht gern eine gerade Dorfstraße gehabt...

Grieß: Die Besitzer des Bundeshofs vor Barbara Müßig haben hier fast 40 Jahre nichts renoviert, weil sie kein Geld hatten. Das ist in gewisser Weise auch ein Glück, weil die alte Architektur dadurch erhalten blieb.

Flechtner: Das Eichsfeld hat viele Baudenkmale, von denen bis zur Wende zahlreiche abgerissen wurden. Die Burgen haben es am besten überstanden, und das, obwohl die DDR zu Feudalgebäuden eine denkbar kritische Position hatte. Man sieht noch heute eigenartig „verformte“ Gebäude, die so umgebaut wurden, dass sie nicht mehr feudal aussahen. Das Gutshaus in Wahlhausen beispielsweise ist ein dreiflügeliges Sandsteingebäude mit Freitreppe. Es war nach dem Krieg noch so gut in Schuss, dass man es nicht abreißen wollte. Also hat man einfach den Mittelflügel herausgeschnitten, so dass dort nun zwei Gebäude stehen. Rechtlich war das einfach, da die Gebäude ja enteignet und in Staatseigentum waren.

Beim Gut meiner Eltern in Wehnde zwischen Worbis und Duderstadt hat man sich 1945 nicht so viel Mühe gemacht. Es wurde einfach gesprengt.

Grieß: Wir hatten hier in Birkenfelde ebenfalls ein großes Gut, das 1947 gesprengt wurde. Die Pferdeställe wurden für Umsiedler umgebaut. Das Gut war riesig, da hätten Schule und Kindergarten ohne weiteres hineingepasst. Es stand an der Position des heutigen Steinerhofs. Wir haben noch ein altes Bild, da haben Kirche und Gutshaus die gleiche Höhe. Es war also ein riesiges Gebäude.

Flechtner: Später sind Gebäude nicht mehr gesprengt worden, sondern durch Verfall verschwunden. Nur die Kirche konnte ihre Besitztümer sehr gut schützen – die Kirchengebäude hat die DDR nicht angefasst.

Welche berufliche Veränderung hat die Wende gebracht?

Haase: Das Ende des Kalibergwerks zeichnete sich ab. Ich habe dann gleich gekündigt und habe 1992 als Handelsvertreter für Leuchten aus dem Sauerland begonnen. Ich hatte ein Gebiet zwischen Wolfsburg und Würzburg. Das habe ich aber nur 9 Monate gemacht und war dann wieder arbeitslos. Da ich seit fast 40 Jahren zuerst in der Kapelle gespielt hatte und dann Alleinunterhalter war, habe ich mich als Musiker selbständig gemacht. Das habe ich 10 Jahre lang gemacht. Seit 1997 bin ich zusätzlich freier Versicherungsmakler. Die Maklergeschichten fallen mir relativ leicht.

Grieß: Ich hätte gleich 1990 kündigen und nach Witzenhausen oder anderswo hingehen müssen. 1993 bin ich dann arbeitslos geworden, aber da haben noch viel mehr Leute gesucht. Ich habe dann ein Jahr ABM bei der Wasserwirtschaft und dann 10 Jahre einen Tag pro Woche bei einer Genossenschaft in der Buchhaltung gearbeitet. Mit 60 bin ich in Rente gegangen. Es war eine große Umstellung, weil das Arbeiten für mich selbstverständlich war. Wenn ich höre, die Westfrauen haben nicht gearbeitet, dann regt mich das auf. Mein Mann war in Birkenfelde selbständig und konnte sich deshalb um die Kinder kümmern.

Man hätte von der DDR mehr übernehmen können, z.B. die Kindergärten, Kinderkrippen und Ärztehäuser. Die Straßen wurden gemacht, das war alles in Ordnung.

Müßig: Es gab für die Entwicklung der DDR direkt nach der Wende keine strategische Flächenplanung. Wo soll sich Gewerbe entwickeln, wo soll sich Tourismus entwickeln. Deshalb ist vieles punktuell geschehen.

Grieß: Im Gerbershausen und in Heiligenstadt gab es beispielsweise Firmen, die nur für wenige Jahre da waren und dafür Fördermittel bekommen haben. Dann sind sie schnell wieder weggegangen.

Flechtner: Es gibt im Eichsfeld viele Handwerksbetriebe, weil auch früher vieles per Hand gemacht werden musste. Es gibt weniger Industrie als anderswo. Das Eichsfeld ist historisch ein Land der Saison- und Wanderarbeiter, die mit ihren Fähigkeiten anderswo hinzogen. Hinzu kam, dass das Eichsfeld sehr musikalisch ist und Musikanten auf die Kirmes in die Dörfer der Nachbarregionen zogen.

Grieß: Eichsfelder fühlen sich primär als Eichsfelder, nicht Thüringer. Das Eichsfeld war schon immer ein armes Land in den 1930er-Jahren sind viele Leute weggezogen, viele nach Dortmund-Brambauer und nach Hannover-Döhren.

Müßig: Es gibt aber noch heute sechs oder sieben große Höfe in Birkenfelde. Das ist ein Zeichen von Wohlstand und in Niedersachsen nicht so verbreitet wie hier.

Grieß: Es gab einst drei Guthöfe: das abgerissene, das Gut Rumerode und den Karlshof. Der Karlshof ist das heutige Altenheim. Die Bodenwertzahl liegt um 30, die Böden sind nicht besonders gut.

Flechtner: Die Höfe hatten auch nur wenig Ackerfläche.

Haase: Es gab hier noch eine besondere Bauernregel: Wenn auf den Feldern im Dezember stehen die Rüben, ist der Bauer gewiss nach drüben.

Wie konnte es der Stasi gelingen, eine katholische Region wie das Eichsfeld zu infiltrieren?

Flechtner: Im Eichsfeld sind wahrscheinlich nur 15% der Bevölkerung konfessionslos, aber die Anzahl Stasimitarbeiter ebenso hoch wie im Rest der DDR. Glaube und die Mitarbeit bei der Staatssicherheit ließen sich offenbar vereinbaren. Waren sechs oder sieben kirchliche Aktive zusammen, wusste man, dass da auch ein Informant dabei war. Irrendwann wusste man dann auch, wer das war.

Haase: Manchen Leuten haben wir auch unrecht getan, die waren gar nicht in der Stasi, obwohl wir das alle dachten. Besonders Personen, die im Betrieb oder in der Kirche erfolgreich war, waren für uns verdächtig. Auf Feiern gab es manchmal Besucher, von denen man sich fragte; „Was machen die denn hier, die gehören hier doch eigentlich nicht her.“ Ich glaube, als Dorfpolizist konnte man ganz gut spitzeln.

Flechtner: Die Kirche war Ansprechstelle für Kommunikation von unten nach oben, aber auch von oben nach unten. Wenn man ausreisen wollte oder einen Studienplatz suchte, wandte man sich an die Kirche. Je nach Stellung des Kirchenmanns konnte das erfolgreich sein. Oft begann dann eine Vermittlung mit der Kreis- oder einer anderen Leitung.

Grieß: Ich glaube übrigens nicht, dass die Priester gespitzelt haben, auch wenn es natürlich naheliegend wäre.

Haase: Ich denke auch nicht, dass die Priester gespitzelt haben. Ich habe meine Stasi-Unterlagen beantragt, aber es stand nicht viel drin.

Grieß: Ich habe meine Akte auch angefordert, aber es stand ebenfalls nicht viel drin. Ich glaube, da ist auch vieles verschwunden. Da war die Kopie eines Briefs drin, in dem ich meine Schwester in Hannover bat, meiner Tochter einen Kompass zur Kommunion zu schenken. Das war wohl verdächtig. Nun weiß ich, warum die Tante den Kompass an der Grenze abgeben musste und erst bei der Rückreise wiederbekam.

Nach der Veröffentlichung der Stasi-Unterlagen sind auch viele Freundschaften kaputtgegangen. Ich kenne eine Familie, in der der Sohn ausreisen wollte. Da haben die Eltern den Sohn bespitzelt. Das ist natürlich besonders schlimm.

Haase: Man müsste die Vergangenheit qualifizierter aufarbeiten. Zum Beispiel wäre es wichtig zu wissen: Wer hat freiwillig gespitzelt? Wollte er sich dadurch persönlich bereichern? Hat er es gemacht, weil er dachte, es sei für den guten Zweck einer linken Gesellschaftsordnung? Oder ist er „gepresst“ worden? Es gab Fälle, in denen Leute unter Druck gesetzt wurden. Es konnte vorkommen, dass jemand eine Straftat vollzogen oder einen Verkehrsunfall verursacht hatte und die Stasi sagte, entweder du arbeitest für uns oder wir bringen den Fall vor Gericht.

(Frage Irmela) **Gab es Prämien für die Bespitzelung?**

Flechtner: Es ging bei den kleinen Spitzeln um Stellen, Vergünstigungen, Studium für sich selbst oder Kinder.

Wie ist die Jugend mit der Wende umgegangen?

Grieß: Das hing mit der Arbeit zusammen. Wer keine Arbeit hatte, zog weg. Wer welche hatte bleibt hier.

Haase: Meine Töchter gingen direkt nach der Wende in Duderstadt aufs Gymnasium und haben im Westen Fuß gefasst. Brehme liegt näher an Duderstadt in Niedersachsen als an Worbis in Thüringen. In Niedersachsen wohnten und wohnen auch Verwandte, deshalb lag das nahe. Die Schulzeit war zwar ein Jahr länger, aber das war uns egal.

Es gibt auch Leute, die wieder zurück gekommen sind und jetzt Ost-West-Polarisierung betreiben.

Müßig: Wer im Westen zur Schule gegangen ist, hat dort einfacher einen Ausbildungsplatz erhalten, man war schneller integriert. Die Ostschüler, die wir in Göttingen bekommen haben, waren sehr gut in mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern. Und sie waren selbstbewusst und mutig. Die, die sich auf die Fürsorge des Staats verlassen wollten, sind natürlich nicht gekommen, die kenne ich nicht. Auch heute habe ich Ostschüler, die den Westschülern die Butter vom Brot nehmen. Den Markt für Chemielaboranten dominieren in Göttingen eindeutig ostdeutsche Schüler aus Thüringen und aus Sachsen.

Grieß: Unsere heutigen Jugendlichen machen keinen Unterschied mehr zwischen Ost und West.

Haase: Ich glaube, dass man direkt an der Grenze die Ost-West Differenz mehr betont als weiter weg. In den grenznahen Dörfern fühlen die Bürger sich am häufigsten als „Ossi“ oder „Wessi“, als weiter von der Grenze entfernt. Das finde ich schade, denn eigentlich muss man nicht nach der Herkunft, sondern nach dem Fleiß fragen. Der Fleiß und nicht die persönliche Herkunft entscheidet über das persönliche Fortkommen.

Pfadfinder in Birkenfelde

Grieß: Ich muss sagen, dass das wirklich sehr gut war, dass die Pfadfinder hier nach Birkenfelde gekommen sind. In der ersten Zeit waren wir ein bisschen misstrauisch. Einmal habe ich nachts um halb eins Trommeln gehört, da konnte ich nicht schlafen, aber sonst war es noch nie laut. Unsere eigenen Jugendlichen sind bei weitem nicht so unauffällig wie die Pfadfinder!

Haase: Die Eichsfelder haben eine viel schlechtere Schadensquote als die Göttinger, d.h. sie verursachen mehr Schaden pro Versicherung als die Versicherte in anderen Regionen. Das weiß ich durch meine Arbeit als Versicherungsmakler. Die Versicherungen nehmen junge Eichsfelder nicht sehr gern.

Müßig: Ich hatte einen Schüler, der einen Freund bei einem Autounfall verloren hat. Der war wirklich aufgelöst und weinte. Aber schnell fahren werde ich weiter, das muss man hier, sagte er.

Altbesitz von Flüchtlingen und Vertriebenen

Grieß: Ich finde es nicht gut, wenn ein Altbesitzer sein Haus zurückfordert. Die Leute haben ihre Heimat verlassen und es gibt nun neue Besitzer, die das Haus ja bezahlt haben. Sie haben es zum Teil jahrelang in Schuss gehalten und dafür gesorgt, dass es nicht verfällt. Denen darf man das nicht wieder wegnehmen.

Geflohene Kinder sind oft enterbt worden, weil Erben im Westen von horrend hohen Gebühren belegt wurden. Das gab dann manchmal nach der Wende Schwierigkeiten, wenn die enterbten Kinder zurückkamen und ihren Erbteil nachträglich haben wollten.

Haase: Ich habe einen Verwandten, der ist 1952 noch in den Osten zurückgekehrt. Bis Ende der 1950er Jahre konnte man noch ganz gut über die Grenze kommen. Inzwischen sind die meisten Grundbesitzfragen geklärt, die nach der Wende entstanden waren.

(Frage Jörg) **Gab es für Sie den „goldenen Westen“?**

Haase: Für mich gab es den goldenen Westen, die ganzen Geräte für unsere Band gab es nur dort, so etwas gab es im Osten nicht. Nach meiner Westreise 1987 habe ich mich im Osten nicht mehr zurechtgefunden und mich mit Fluchtgedanken herumgetragen. Ich hatte ein Keyboard und Bücher für zusammen 2.000 DM gekauft. Das war für uns eine riesige Summe Geld. Bei meiner Wiedereinreise haben sie mir das Keyboard abgenommen. Ich konnte gar nicht so protestieren, wie ich eigentlich gewollt hätte, denn die Bücher waren in meiner Jacke eingenäht und ich fürchtete, dass sie mir diese auch noch abnehmen. Vier Tage später konnte ich mir das Keyboard schließlich abholen, nachdem ich 450 Ostmark Zollgebühr bezahlt hatte. Das war eine Riesensumme, denn ich habe an einem Abend gerade einmal 200 Ostmark verdient. Da war der Ofen aus.

Grieß: Für mich war der Westen nicht so wichtig. Arbeitslose gab es dort, hatte ich von Bekannten gehört, die nicht so angegeben haben. Die Arbeit war mir wichtiger als der Wohnort.

Gibt es eine Dorfchronik?

Grieß: Eine Chronik gibt es aus den 1970ern. Es gibt auch neue Arbeiten für die Chronik bei Frau Kallmeier, aber die ist nicht veröffentlicht.

